

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen  
**Herausgeber:** Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft  
**Band:** - (1914)

**Artikel:** Südindisches Dorfleben  
**Autor:** Führer, A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1092401>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

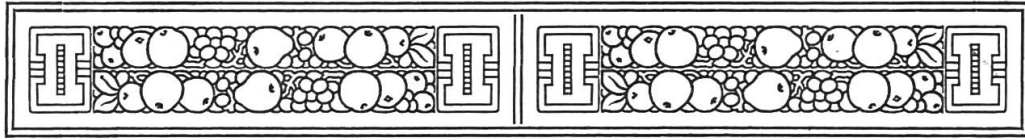
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Südindisches Dorfleben.\*)

Von Dr. A. FÜHRER, Basel.

**D**ie dritte Erzählung ist eine Legende von dem alten König Bharata, die als Einleitung zu einem philosophischen Dialog dient, in welchem die alte *Alleinslehre* vorgetragen wird. König Bharata war ein frommer Verehrer des Gottes Wischnu; eines Tages ging er im Flusse baden. Während er badete, kam eine trächtige Antilope aus dem Walde, um Wasser zu trinken; in demselben Augenblicke erschallt aus der Nähe das laute Brüllen eines Löwen. Die Antilope erschrickt und setzt mit einem gewaltigen Sprunge davon. Infolge des Sprunges wird ihr Junges geboren und sie selbst stirbt. Bharata nahm das Junge mit sich und zog es in seiner Einsiedelei auf; von da an kümmerte er sich um nichts mehr als um die Antilope. Sie war sein einziger Gedanke, seine einzige Sorge und als er schliesslich, immer nur an die Antilope denkend, starb, wurde er bald nachher als Antilope wiedergeboren, jedoch mit der Erinnerung an sein früheres Dasein. Auch in diesem Antilopendasein verehrte er den Wischnu und gab sich Bussübungen hin, so dass er in der nächsten Geburt als Sohn eines frommen Brahmanen wieder zur Welt kam. Obwohl er als solcher sich das höchste Wissen, die *Alleinslehre*, angeeignet hatte, kümmerte er sich doch um kein Wedastudium, vollzog keine brahmanischen Riten, sprach unzusammenhängend und ungrammatisch, ging schmutzig und in zerrissenen Kleidern einher, — kurz, benahm sich ganz und gar wie ein Tölpel. Man nannte ihn nicht anders als *Dscharbharata*, „der dumme Bharata“; er wurde allgemein verachtet und zu niedriger Sklavenarbeit verwendet. So geschah es, dass er einmal von einem Diener des Königs Sauvira als Sänftenträger des Königs verwendet wurde. Bei dieser Gelegenheit entspinnt sich zwischen dem scheinbaren Idioten und dem König ein Gespräch, in welchem Bharata sich bald als ein grosser

\*) Fortsetzung und Schluss des Aufsatzes in den „*Mitteilungen*“ für 1913, pag. 67—104.

Weiser entpuppt und dem König zu seiner grossen Freude die Alleinslehre verkündet. Zu deren Erläuterung erzählt er ihm die Geschichte von Ribhu und Nidâgha. Der weise und heilige Ribhu, Sohn des Schöpfers Brahman, war der Lehrer des Nidâgha gewesen. Nach tausend Jahren besuchte er einmal seinen Schüler, wurde von ihm gastfreundlich bewirtet und gefragt, wo er wohne, woher er komme und wohin er gehe. Ribhu antwortet ihm, dass dies ganz unvernünftige Fragen seien, denn der Mensch (nämlich der Âtman) sei überall, für ihn gebe es kein Gehen und kein Kommen, und er macht ihm die Lehre von der *Einheit* so klar, dass Nidâgha ihm entzückt zu Füssen fällt und fragt, wer er sei. Nun erst erfährt er, dass es sein alter Lehrer Ribhu ist, der gekommen war, ihm noch einmal die wahre Weisheit beizubringen. Nach abermals tausend Jahren kommt Ribhu wieder zur Stadt, wo Nidâgha wohnt. Da bemerkt er eine grosse Menschenmenge und einen König, der mit grossem Gefolge in die Stadt einzieht. Fern ab von der Menge steht sein ehemaliger Schüler Nidâgha; Ribhu nähert sich ihm und fragt ihn, warum er so beiseite stehe. Darauf antwortet Nidâgha: „Ein König zieht hier in die Stadt ein, es ist ein grosses Gedränge, darum weiche ich aus.“ Ribhu fragt: „Welcher ist denn der König?“ Nidâgha: „Der König ist derjenige, welcher auf dem grossen, stattlichen Elefanten sitzt.“ „Schön“, sagt Ribhu, „wer ist denn aber der Elefant, und wer ist der König?“ Nidâgha: „Unten ist der Elefant und oben ist der König.“ Ribhu: „Was heisst denn nun unten, und was heisst oben?“ Da springt Nidâgha dem Ribhu auf den Rücken und sagt: „Ich bin oben wie der König und du bist unten wie der Elefant.“ „Sehr schön“, sagt Ribhu, „aber sage mir nur, mein Lieber, *wer von uns zweien bist denn du, und wer bin ich?*“ Nun erst erkennt Nidâgha seinen alten Lehrer Ribhu; denn niemand sei so wie *er* von der Einheitslehre durchdrungen. Da prägte sich denn auch die Lehre von der Einheit des Alls dem Nidâgha so ein, dass er von nun an alle Wesen für eins mit sich selbst hielt und vollständige Erlösung erlangte.

## IX.

Die Monate Januar, Februar und März sind angenehme Monate für den indischen Bauersmann und seine schwer arbeitenden Zebuochsen und Wasserbüffel. In Südindien beginnen die landwirtschaftlichen Operationen gewöhnlich im Monat Juli. Sobald die Aecker

sich in der richtigen Verfassung befinden, nimmt der Bauer seine Ochsen und Büffel, um die Felder zu pflügen und diese Arbeit dauert im allgemeinen mehrere Tage. Dann, an den passenden Zeitpunkten, die er aus Erfahrung kennt, sät der Landmann die Getreidekörner, jätet er das Unkraut und schaut ängstlich zum Himmel empor wegen der periodischen Regenschauer, und wenn dieselben nicht eintreffen, berieselt er die Felder aus einem nahen Brunnen. Das Wasser muss zuweilen aus einer Tiefe von fünf bis sechs Metern heraufgeholt werden und das Irrigationsverfahren ist sowohl schwierig als auch ermüdend. Der Bauer geht mit zwei andern Gehilfen früh morgens um drei oder vier Uhr zum Brunnen und beschäftigt sich ununterbrochen mit Wasserheraufziehen bis um neun Uhr; nachmittags um drei Uhr beginnt er wieder seine schwere Arbeit und lässt nicht ab bis zum Einbruch der Nacht, ja zuweilen, besonders wenn helles Mondlicht ist, setzt er die Arbeit fort bis um acht oder neun Uhr. Man ersieht hieraus, dass der indische Bauer, wenn nötig, nicht davor zurückschreckt, sogar zwölf oder dreizehn Stunden täglich zu arbeiten. Während all dieser Zeit ermuntern sich die Arbeiter gegenseitig durch Absingen lustiger Lieder. Froher Wettgesang während der Berieselungsperiode der Felder ist auf dem Lande eine regelrechte Sitte geworden; vorübergehende Frauen bleiben unwillkürlich stehen, um auf die Lieder zu lauschen und suchen begierig alles zu erhaschen, was von den Lippen der Sängers fällt. Von dem, was sie auf diese Weise zu hören bekommen, ziehen sie nicht selten Schlüsse auf zukünftige Ereignisse. Während eines Zeitraumes von fünf langen Monaten behütet der indische Bauer seine Anpflanzungen mit einer Sorgfalt und Zärtlichkeit, als ob es seine eigenen Kinder wären, wacht über deren Wachstum Tag für Tag mit den widerstreitendsten Gefühlen von Hoffnung und Furcht, und selbst, wenn das Getreide zu reifen beginnt, hören seine Sorgen nicht auf. Er entsagt sich dann das Vergnügen, im eigenen Hause zu schlafen. Indem er sich in der Mitte seiner Aecker ein provisorisches Nachtlager zurecht macht, hält er dort, unbekümmert um kühle Nächte und giftiges Gewürm, Wache, um zu verhindern, dass die Viehherden fremder Leute seine Ernte beeinträchtigen, um die Vögel zu verscheuchen, die fortwährend in grossen Massen die Fruchtkörner aufpicken, oder um auf die Langfingerzunft aufzupassen, die es für bequemer hält, während der Nacht ihren Geschäften nachzugehen. Ungefähr gegen

Ende Dezember oder Anfang Januar beginnt die Ernte. Dankerfüllten Herzens gegen Gott, speichert er in seiner Scheune das schwer errungene Getreide auf, das ihn, sein Weib und seine Kinder während eines ganzen Jahres ernähren muss, und im Hinterhofe seines Hauses stapelt er das Stroh für sein Vieh auf, das mit ihm während der vergangenen Monate die harte Arbeit geteilt hat. Dann folgt eine Ruheperiode; die Sorgen des Bauers sind jetzt vorüber und beängstigende Gedanken beschäftigen ihn nicht mehr. Naturgemäss sehnt er sich nach Vergnügen und Zerstreung. Um diese Zeit und in den folgenden Monaten April, Mai und Juni, wenn die Hitze beinahe unerträglich wird, werden Hochzeitsfeste und andere Festlichkeiten gewöhnlich gefeiert.

An einem kühlen Morgen gegen Ende Januar, als Menschen und Tiere der Ruhe pflegten und die Leute von Kelambakam, die wenig zu tun hatten, sich zum Zeitvertreib nach Unterhaltung sehnten, lagen einige Bewohner in der Sonne und verbrachten die Zeit mit müssigen Gesprächen. Da kam *Muthu Naik*, der Dorfwächter, und teilte Kothundarama Mudelly, der unter der Gesellschaft war, mit, dass eine Truppe Jongleure und Akrobaten am vorhergehenden Abend angekommen sei und dass dieselben in einem schönen Mangogarten in der Nähe des Tempelteiches sich gelagert hätten. Das ganze Dorf war bald in Aufregung, und die Neuigkeit verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Die Kleinen rannten zu ihren Müttern, um ihnen die frohe Kunde mitzuteilen; ja, einige liefen sogar zu dem Mangohain, um die neuen Ankömmlinge anzustaunen. Die Frauen des Dorfes, alte und junge, waren alle in höchster Erwartung und begannen das Mittagessen früher als gewöhnlich herzurichten.

Die Jongleure und Akrobaten, die an jenem Tage nach Kelambakam gekommen waren, gehörten zur *Thombarava* Kaste; die Thombaravas sind Nomaden, die ihren Unterhalt gewinnen, indem sie im Lande umherziehen und ihre Kunststücke zeigen. Die Truppe bestand aus deren Anführer, ungefähr 40 Jahre alt, seinem Weibe, 25—30 Jahre, seinem Bruder, einem stattlichen, muskulösen, wohlgebauten, jungen Manne von 20 Jahren, und seinen beiden kleinen Knaben, ungefähr 4 und 7 Jahre alt.

Der Anführer kam zum Dorfmunsiff und erbat sich die Erlaubnis aus, in seinen Kunststücken sich produzieren und seine Geschicklichkeit vor allen Leuten des Dorfes zeigen zu dürfen. Nach einer

Beratung mit den Hauptleuten des Dorfes wurde die Erlaubnis sofort gegeben und angeordnet, dass die Vorstellung um drei Uhr nachmittags beginnen sollte. Eine geraume Zeit vor der festgesetzten Stunde strömten die Leute des Dorfes, alte und junge, ja sogar die Pariahs aus dem Partscherry-Quartier, zu dem öffentlichen Platze gegenüber dem Hause des Kothundarama Mudelly und warteten voller Sehnsucht auf den Beginn der Vorstellung. Der Gemeindevorsteher und die Honoratioren des Dorfes sassen auf Matten vor den Künstlern, während die andern Zuschauer im Kreise um die Spieler standen, die in der Mitte genügend Spielraum zur Entfaltung ihrer Künste zur Verfügung hatten. Die Frauen standen in Gruppen an einem besonderen Platze, und einige junge Burschen hatten einen in der Nähe befindlichen Baum erklettert und sassen wohlgeborgen in seinen Zweigen. Nachdem der Dorfunsiff das Zeichen zum Beginn der Vorstellung gegeben hatte, nahm der Hauptspieler seine Trommel und begann dieselbe kräftig zu schlagen; ihre disharmonischen Klänge wurden weit und breit gehört und bewirkten, dass immer noch mehr Leute dem Platze zueilten. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, dass beinahe die ganze Einwohnerschaft von Kelambakam bei dieser Gelegenheit zugegen war. — Darauf sprach der Jongleur: „Hohe und liebe Herrschaften von Kelambakam! Ich habe allerwärts meine äusserst interessanten Kunststücke zur Verwunderung aller, die sie gesehen, verrichtet. Ich habe meine ausserordentliche Kunstfertigkeit vor dem Grossgrundbesitzer Ramaswami Mudelly gezeigt, und er war so gut, mir ein neues Kleid zu verehren, das jetzt meine Frau dort trägt. Ich habe vor dem Zamindar Runga Reddy gespielt, und er war so gnädig, mich mit einem schön gemusterten und prächtig gestickten Tuche zu beschenken. Erst gestern produzierte ich mich vor den Leuten des Nachbardorfes, und sie waren so zufrieden mit meiner Kunst, dass sie mir Geld, Kleider und Getreidefrüchte in Hülle und Fülle gaben. Aber ich weiss aus Erfahrung, dass Ihr noch viel freigebiger seid als jene. Ich bitte Euch, sehet zuerst meine Kunststücke und dann belohnt mich nach Verdienst.“ Nach dieser Ansprache forderte er seinen Bruder und seine beiden kleinen Knaben zum Auftreten auf. Sie traten vor, verneigten sich vor dem Publikum und schlugen eine Anzahl Purzelbäume, doppelte und einfache; dieser Teil des Programmes wurde von allen drei in rascher Reihenfolge abgewickelt. Darauf traten

die beiden kleinen Knaben allein auf und legten sich einer über den andern. Sie wälzten sich auf dem Boden mit solch eigenartiger Schnelligkeit, dass die Umrisse ihrer Körper gänzlich den Augen entschwanden und sie wie eine Kanonenkugel, die am Boden rollt, aussahen. Diese kleine Kraftleistung erregte die höchste Bewunderung der Zuschauer, und die Kleinen wurden sofort die Lieblinge der Dorfbewohner, die ihnen auch später auf eine handgreifliche Art und Weise ihre Wertschätzung bewiesen. Der dritte Akt des Programmes war noch erstaunlicher als die vorhergehenden. Der Hauptspieler brachte eine Kokosnuss und bat einige Zuschauer, dieselbe genau zu untersuchen; dann sagte er, sein Bruder würde dieselbe in die Luft emporschleudern, und dieselbe würde, auf dessen Schädeldecke herabfallend, in zwei Teile zerspringen. Mit diesen Worten übergab er die Kokosnuss dem jungen Manne, der sie prüfte und bis zu einer Höhe von ungefähr sechs Metern emporwarf; aber anstatt furchtlos seinen Kopf hinzuhalten, sprang er zur Seite, indem er sich stellte, als ob er sich fürchtete, solch einem gewagten Gottesurteil sich zu unterziehen. Der Anführer der Spielleute klopfte dem jungen Manne auf die Schultern und sagte zu ihm, er möge nicht so besorgt um sein Leben sein; das Wohlwollen und die Anerkennung der guten Leute von Kelambakam seien für ihn wertvoller als sein Leben, und er möge sich nicht scheuen, den gefährlichen Akt zu vollziehen. Auf diese Ermahnung hin nahm der junge Mann die Kokosnuss zum zweitenmal, warf sie in die Höhe und stand da aufrecht wie eine Säule, ohne auch nur für einen Moment mit den Augen zu zwinkern. Die Kokosnuss schlug hart auf seinem Kopfe auf und fiel schnurstracks in zwei Teilen auf den Boden. Alsobald erhob sich ein Ausruf der allgemeinen Bewunderung unter der Menge, die Zeuge dieses ausserordentlichen Ereignisses gewesen war; einige riefen aus: „Schabasch!“ andere behaupteten, etwas ähnliches vorher noch nie gesehen zu haben. Kothundarama Mudelly und andere brannten vor Begierde, die Schädeldecke des jungen Mannes zu untersuchen. Aber es war nichts zu sehen, und der Kopf war gesund und heil wie zuvor.

Das nächste Schaustück bildete der sogenannte Mangobaum-Trick. Der Hauptspieler nahm einen Mangokern, zeigte denselben den Leuten und steckte ihn darauf in den Boden. Er sprenkelte Wasser darüber und bedeckte den Boden mit einem Bambuskorb.

Nach einigen Minuten hob er den Korb auf und siehe! Da stand eine zarte Pflanze mit zwei oder drei Blättern, die aus dem Kern emporsprossen. Hierauf goss er noch mehr Wasser hinzu und bedeckte das Ganze wieder mit dem Korbe; nach Verlauf von einigen wenigen Minuten zeigte es sich, dass die junge Pflanze bereits zu einer Höhe von 30—40 cm emporgewachsen war. Derselbe Vorgang wiederholte sich noch drei- bis viermal und bei der letzten Gelegenheit erhob sich die Pflanze bis zu der stattlichen Höhe von einem Meter; so war in der kurzen Zeit von einer halben Stunde aus dem Mangokern ein frisches Bäumchen geworden. Dieser Trick ist etwas ganz Gewöhnliches in Indien, und es wird sogar behauptet, dass diese indischen Hexenmeister auch Früchte an diesen Bäumchen reifen liessen und an die Zuschauer verteilten. Unser Jongleur konnte dieses Kunststück jedoch nicht fertig bringen, da die Mangobäume nur in den heissesten Monaten Mai und Juni reife Früchte tragen, und diese Vorstellung fand im kühlen Monat Januar statt. Hierauf folgte eine gefährliche und schwierige Veranstaltung. Der Hauptspieler stand, indem er seine Füße fest aneinanderstemmte, in der Mitte des Zuschauerkreises wie eine Säule; sein Bruder kletterte an seinem Körper mit grosser Behendigkeit empor, postierte sich auf dessen Schultern und zog einen der beiden Knaben zu sich hinauf, der, seine Hände auf seines Onkels Kopf aufstützend, die Beine in die Luft streckte. In dieser gefährlichen Lage vollführte er einige äusserst geschickte Kunststücke, welche die Leute mit grosser Bewunderung und nicht ohne Besorgnis um die Sicherheit des kleinen Darstellers anstauten. Dieser Akt war in den Augen dieser simplen Bauersleute geradezu ein Wunder, wenn man nach der Art und Weise urteilt, wie sie dieser Geschicklichkeitsschaustellung seitens des Knaben ihre Anerkennung zollten; aber was würden sie zu der folgenden Szene gesagt haben, die der Mogulkaiser *Dschahângîr* in seiner Autobiographie beschreibt? „Einer der sieben Männer,“ sagt der Kaiser, „stand aufrecht vor uns, ein zweiter kletterte an seinem Körper empor und Kopf zu Kopf streckte er seine Füße aufwärts in die Luft. Ein dritter Mann kletterte auf dieselbe Weise empor und, seine Füße auf die des zweiten stellend, stand er erhobenen Hauptes aufrecht, und so ging es wechselweise bis zum siebenten, der diese wundervolle menschliche Säule mit seinem Kopfe zu alleroberst krönte. Und was ganz besonders

mein Erstaunen erregte, war die Beobachtung, dass der erste Mann, der auf seinem Haupte die ganze Pyramide der sechs anderen trug, einen Fuss bis zu Schulterhöhe emporhob und also auf einem Beine stand und einen Grad von Kraft und Stetigkeit bewies, der über den Horizont meines Verständnisses hinausging.“

Die folgende Szene, die sich abspielte, war der sogenannte Nadel-Trick. Eine Nadel, wie sie gewöhnlich von den Leuten benützt wird, wurde in den Boden gesteckt, mit der Spitze nach oben gerichtet. Die Künstlerin spazierte auf ihren Händen und gelangte bis zu der Stelle, an der die Nadel befestigt war; dann sich behutsam niederbeugend, hob sie die Nadel mit dem Auge auf, indem sie geschickt ihre Lider an der betreffenden Stelle schloss. Diese erstaunliche Darbietung wurde von den einfachen Dorfleuten mit grossem Beifall beklatscht. Appalatscharri pries laut die Geschicklichkeit der Frau. Der Hauptspieler nahm darauf eine Kanonenkugel von dem Umfange eines grossen Apfels und bat die Zuschauer, dieselbe zu untersuchen und ihr Gewicht sich zu merken. Dann warf er sie bis zu einer Höhe von ungefähr sechs Metern empor und plazierte sich so, dass die Kugel gerade die Halswirbelsäule traf; darauf machte er mit äusserster Behendigkeit gewisse Körperbewegungen, und die Kugel rollte auf seinem Rücken nach allen Richtungen hin und sogar an jedem Arme entlang. Alsdann wurde ein Granitblock, der an der Strassenecke lag, von vier Bauern in den Zuschauerkreis gebracht; er war ungefähr ein Meter lang, 30 cm breit und 50 cm hoch. Starke Seile wurden um die beiden Enden dieses Blockes geschlungen und an den tief herabhängenden Haaren des zweiten Darstellers angebunden. So befestigt, wurde der Stein von vier Männern vom Boden aufgehoben, die kurz darauf ihre Hände schnell davon wegzogen. Sofort setzte sich der junge Mann mit seiner schweren Last in rotierende Bewegung, und bald waren Mann und Stein den Augen entrückt. Die Dorfbewohner waren voll des Lobes über diese herkulische Krafterleistung. Hierauf wurden sechs oder sieben irdene Töpfe verschiedener Grösse übereinander auf den Kopf des Hauptdarstellers gestellt, so dass sie einem konischen Pfeiler glichen. Geschickt die Last auf seinem Kopfe balancierend, kletterte der Jongleur an einem Bambusrohr von ungefähr sechs Metern Höhe empor, das fest in den Boden eingerammt war. Dann seine Beine hart an den Bambus anschmiegend und die Endspitze fest mit den

Händen ergreifend, begann er rückwärts und vorwärts zu schwingen. Die Schwungkraft des Bambusrohres war sehr gross und es wurden beiderseitig die äussersten Grenzen erreicht, so dass die Schaustellung, abgesehen von ihrer schwierigen Beschaffenheit, dem Publikum einen äusserst interessanten Anblick gewährte. Sobald der Jongleur heruntergestiegen war, fanden sie zu ihrem grössten Erstaunen, dass die Töpfe vollständig intakt waren und sich nicht im geringsten in ihrer Lage verändert hatten. Die letzte, aber keineswegs die minderwertigste der Darbietungen, welche den Ehrenabschluss dieses vielfältigen und interessanten Programmes bildete, war eine seltsame Verschwindungs-Szene. Die Frau wurde herbeigeholt und ihr Beine und Füsse mit einem starken Seile zusammengebunden; hierauf wurde sie in einen Korb gesteckt, der nachher zugedeckt wurde. Nach einer Weile ward der Korb geöffnet und es fand sich, dass er leer war, die Frau war verschwunden. Nach und nach rief der Gatte die verschwundene Frau bei ihrem Namen und sie beantwortete den Ruf von einer entfernt liegenden Strassenecke her. Dieser Akt bildete den Schluss der Vorstellung, und die Leute waren ganz entzückt von dem Dargebotenen; einige schenkten den Schauspielern getragene Kleider und andere machten Geldgeschenke. Die Frauen wetteiferten mit den Männern in der Belohnung der Künstler und sie bezeugten eine besondere Freude, indem sie die beiden Knaben mit Biskuits und Süssigkeiten beschenkten. Unser alter Freund Apalatscharri überreichte der Frau ein altes Gewand und Geld, und auf Anordnung des Gemeindevorstehers schenkte jede Haushaltung eine halbe Mass Getreide. So endigte die Unterhaltung eines vergnügten Nachmittags, der für einige Zeit das Tagesgespräch in Kelambakam bildete, und noch Monate nachher erinnerten sich die Dörfler lebhaft an diesen denkwürdigen Besuchstag der Spielleute.

## X.

Auf den unteren Stufen der Zivilisation betrachten oft die Menschen die niederen Tiere als Kultgegenstände. Manche Tiere erregen Gefühle des Abscheus und der Furcht; auf einige blickt man mit Liebe und Dankbarkeit wegen ihrer Nützlichkeit für den Menschen, und andere wiederum erwecken Gefühle des Erstaunens und der Bewunderung wegen der auffallenden Verstandeskräfte, die sie zeigen. Viele Tiere werden in Indien göttlicher Verehrung wert erachtet;

so wird die Schlange verehrt, weil man sie fürchtet. Für die Kuh legt der Inder den höchsten Grad der Verehrung an den Tag; sie ist ein zahmes, unschuldiges Tier und ihre Nützlichkeit für den Menschen ist von der allergrössten Bedeutung. Die Milch und ihre verschiedenartigen Produkte bilden die wertvollsten Bestandteile menschlicher Nahrung in diesem Lande. Die Inder lieben dieses nützlichste aller Tiere, sind demselben dankbar für die mancherlei Wohltaten, die es ihnen erweist, und darum verehren sie es. Ferner wird der Affe wegen seiner höheren Intelligenz als heilig verehrt. Der Tierkult in diesem Lande kann demnach auf die oben erwähnten drei Gründe zurückgeführt werden.

Reden wir zunächst über den Schlangenkult. Nicht nur in Indien, sondern auch in andern Ländern sind Gegenstände, die allgemein gefürchtet und verabscheut werden, von Menschen göttlich verehrt worden, auf diese Weise den alten Spruch erhärtend: „Furcht hat in der Welt die ersten Götter erzeugt“. Die Schlange ist das am meisten gefürchtete Tier in diesem Lande; wir finden sie oft in den ältesten indischen Schriften erwähnt. Die furchtbaren Wirkungen des Schlangengiftes, angewandt bei Kriegswerkzeugen, werden im *Râmâyana* mit lebhaften Farben geschildert; in demselben lesen wir, dass der Krieger *Lakschman* bewusstlos auf dem Schlachtfelde lag, getroffen von vergifteten Pfeilen durch *Râvans* Sohn. In der Erzählung von *Harischandra*, die jedem Inder wohl bekannt ist, erfahren wir näheres über Harischandras einzigen Sohn, der von einer Schlange gebissen worden war, und dieser Vorfall wurde als das grösste Unglück angesehen, das ihm zustossen konnte. In der Geschichte von König *Nal*, einer anderen äusserst populären Erzählung, lesen wir, dass die Königin *Damayantî* in ihren Unglückstagen von einer ungeheuer grossen Schlange in der Waldwildnis angefallen wurde. Ferner ist es einer der hauptsächlichsten Glaubenssätze der Inder, dass *Adishescha*, die tausendköpfige Schlange, die Erde trägt. *Wischnu*, die erhaltende Kraft der indischen Trinität, ruht auf dieser Schlange, und *Schiwa*, die zerstörende Kraft, trägt sie als Halsschmuck. Es herrscht der Volksglaube, dass Sonnen- und Mondfinsternisse durch diese Schlange verursacht werden. Diesem gefürchteten Reptil hat man viele bekannte Sprichwörter und volkstümliche Redensarten zu verdanken; so sagt ein Tamil-Sprichwort: „Der Anblick einer Schlange genügt,

um ein ganzes Heer in Schrecken zu versetzen“; ein anderes besagt, dass eine Schlange, selbst wenn sie mitten unter zehn Personen gefunden wird, keine Gefahr läuft, getötet zu werden. So gross ist die Furcht, mit der sie angeschaut wird. Kann man sich da noch wundern, dass die Menschen sie göttlich verehren? Wenn eine Schlange zufällig getötet wird, so vollzieht der Inder Zeremonien, die den Totenritualien zu Ehren eines abgeschiedenen Verwandten ähnlich sind. Ferner geht das Volk an einem bestimmten Tage des Jahres, am *Nâgpantschmî*-Fest, an Orte, wo sich Giftschlangen befinden, um dort Gefässe mit Milch für die Schlangen hinzustellen. Die indische Tänzerin wird nur dann als eine vollendete Meisterin in ihrem Berufe angesehen, wenn sie, mit einer Schlange um ihren Hals gewunden, furchtlos vor einer grossen Versammlung tanzt.

Hieraus ersieht man, dass diesem Reptil eine grosse Bedeutung beigelegt wird und dass es in dem Glauben und Aberglauben des indischen Volkes eine grosse Rolle spielt, und zwar in solchem Masse, dass die Menschen es sich als ihr höchstes Ziel setzten, Mittel und Wege zu ersinnen, um dieses Tier zu bannen und zu beschwören. Der Schlangenzauber, das ist ein Bannzauber zur Bezähmung oder Vernichtung der Schlangen, ist eine sehr alte Kunstfertigkeit der Inder; denn wir erfahren, dass es Schlangenbeschwörer schon zu den Zeiten der *Wedas* (X—800 v. Chr.) im alten Indien gegeben hat. Mythologisch und sagengeschichtlich interessant ist das sogenannte Schlangensopfer des Königs *Dschanamedschaya*. Dessen Vater *Parikschit* war nämlich von dem Schlangenkönig *Takshaka* zu Tode gebissen worden. Um den Tod des Vaters zu rächen, veranstaltet König *Dschanamedschaya* ein grosses Opfer, bei welchem alle Schlangen der Erde, von den Beschwörungen der Priester bezwungen, aus nah und fern herbeikommen und sich ins Feuer stürzen. Mit grosser Anschaulichkeit wird dies im Volksepos *Mahâbhârata* geschildert: „Da begann nun die Opferhandlung nach des Schlangensopfers vorgeschriebener Weise. Hin und her wandelten die Priester, jeder eifrig bei seinem Werke. In schwarze Gewänder gehüllt, die Augen vom Rauche gerötet, gossen sie mit Sprüchen Opferschmalz in das flammende Feuer. Sie machten dadurch die Herzen aller Schlangen erbeben und riefen sie alle herbei in den Rachen des Feuers. Da fielen die Schlangen in die flammende Glut, sich krümmend und jämmerlich einander zurufend. Zappelnd und zischend,

mit Schwänzen und Köpfen einander umschlingend, stürzten sie sich in Massen in das hellglänzende Feuer. Grosse und kleine, viele, von vielerlei Farben, von Gift strotzende, schreckliche, keulengleiche Beisser, von gewaltiger Kraft, vom Fluch der Mutter getrieben, fielen die Schlangen ins Feuer.“ Noch eine von den vielen im Mahâbhârata eingeflochtenen Schlangensagen verdient hervorgehoben zu werden, die Geschichte von *Ruru*. Der Brahmanensohn Ruru erblickte einst eine wunderschöne Jungfrau *Pramadvarâ*, Tochter einer *Apsaras* (Nixe), und wurde von Liebe zu ihr erfaßt. Sie wird seine Braut, aber wenige Tage vor der Hochzeit wird sie beim Spiele von einer Giftschlange gebissen. Leblos liegt sie da, wie eine Schlafende, noch schöner denn je. Alle frommen Waldeinsiedler kommen herbei und brechen, von Mitleid ergriffen, in Tränen aus. Ruru aber geht mit seinem Schmerz hinaus in das Dickicht des Waldes. Laut jammernd ruft er die Götter unter Berufung auf seine Busse und seinen frommen Wandel an, ihm die Geliebte wieder zu geben. Da erscheint ein Götterbote und verkündet ihm, dass *Pramadvarâ* nur dann wieder ins Leben zurückgerufen werden könne, wenn er selbst die Hälfte seines Lebens für sie dahingebe. Ruru ist sofort dazu bereit, und der Todesgott gibt seine Zustimmung, dass *Pramadvarâ* wieder zum Leben erwache. An einem glücklichen Tage werden bald darauf die beiden vermählt. Ruru aber gelobte, alle Schlangen der Erde zu vernichten und wo immer er von da an eine Schlange sah, tötete er sie. Eines Tages aber stiess er auf eine giftlose Schlange, die ihn um Schonung bat. Es war in Wirklichkeit ein *Rischi* (alter Weise und Heiliger), der infolge eines Fluches als Schlange leben musste und durch das Zusammentreffen mit Ruru vom Fluche befreit wurde. In seiner menschlichen Gestalt ermahnt er ihn, das Töten lebender Wesen aufzugeben.

Heute ziehen die Schlangenbeschwörer durch ganz Indien und gewinnen auf eine leichte und bequeme Art und Weise ihren Lebensunterhalt. Kelambakam wurde eines Tages von einem solchen Schlangenkünstler besucht. Er trug einen grossen Turban und ein kupfernes Armband als Amulett, von dem man behauptet, dass es auf Schlangen einen besonders starken Einfluss ausübt und sie zwingt, dem Wunsche des Zauberers zu willfahren. In der einen Hand hatte er eine Pfeife, gefertigt aus der getrockneten Schale einer indischen Kürbisart, in die ein durchlöchertes Bambusrohr eingefügt war und

in der andern einen kleinen Korb. Diese Pfeife des Schlangenzauberers heisst *magadi* und man sagt, dass die Musik dieses Instrumentes eine besondere Anziehungskraft auf die Schlangen ausübt. Solcher Art waren die Ausrüstungen des Mannes, der nach Kelambakam kam und natürlich zuerst zum Hause des Dorfvorstehers Kothundarâma Mudelly ging und dort auf seinem Musikinstrumente spielte. Sofort kamen der Dorf magnat und seine Hausgenossen, sowie eine Anzahl Leute aus den Nachbarhäusern nach dem öffentlichen Platze, um den Schlangenbändiger und seine Kunst zu sehen. Derselbe sprach: „Verehrte, hohe Herrschaften! Ich habe hier im Korbe vier grosse Brillenschlangen, die eine davon ist eine schwarze Cobra, die wütendste von allen. Jeden Augenblick würde sie sicherlich ihren Giftzahn in meinen Körper einbohren; aber ich bin durch dieses bezauberte Armband geschützt. Wenn ich je einmal zufällig dasselbe abstreifen würde, so hätte ich jede Kontrolle über sie verloren. Aber selbst, wenn sie mich beißen würde, so hätte ich doch nichts zu fürchten; denn ich besitze eine äusserst wirksame Medizin, die sofort das Gift aufsaugt, wenn sie auf die Wunde gebracht wird. Ich werde euch sofort zeigen, wie diese gefürchteten Tiere meine Musik lieben, und ihr werdet auch sehen, dass die schwarze Cobra mich küsst.“ Nach dieser Ansprache begann er wieder, für einige Zeit auf der Pfeife zu spielen; dann öffnete er vorsichtig den Korb, und herausschlüpfen vier grosse Brillenschlangen, die sich auf ihren Schwänzen emporrichteten, sich aufblähten und die Köpfe hin- und herbewegten. Die Schlangen drehten ihre Köpfe immer nach der Richtung, in der er seinen Arm bewegte, an dem sich das kupferne Armband befand. Dadurch wollte er die Zuschauer von dem wunderbaren Einfluss überzeugen, den das Armband auf die Schlange ausübe. Nachdem er vorsichtig die drei anderen Brillenschlangen mit Ausnahme der schwarzen Cobra in den Korb gesteckt hatte, begann er wieder auf seinem Musikinstrument zu spielen und diesmal schien er grössere Sorgfalt im Spielen anzuwenden. Die schwarze Cobra erhob ihren Kopf höher und höher, als der Schlangenbändiger fortfuhr, auf der Pfeife zu spielen, und immer näher und näher an sie herankam. Als er plötzlich zu spielen aufhörte, machte die Cobra ein zischendes Geräusch und duckte sich, und indem sie das tat, berührte sie leise die Lippen des Schlangenbeschwörers. Die Leute staunten voller Bewunderung:

diese schwarze Cobra an, wie sie den Schlangenbändiger küsste, dieses giftige Reptil, das ihn in wenigen Sekunden töten konnte. Sie waren mit seiner Geschicklichkeit im Schlangenzähmen sehr zufrieden und richteten allerlei Fragen an ihn betreffs Schlangen im allgemeinen. Darauf bot er die Medizin zum Verkaufe an, die ein Mittel gegen Schlangengift sei. Jede Haushaltung im Dorfe war bemüht, etwas davon zu kaufen und behütete es wie ein Kleinod im Hause. Sie hatten unbedingtes Vertrauen in die Wirksamkeit dieser Arznei, von der, wie sie sagten, der Schlangenbeschwörer der einzige glückliche Besitzer war. Dieser Schlangenbändiger ist in und um Kelambakam ziemlich gut bekannt. Man sieht ihn beständig auf den Warenmärkten und bei Festlichkeiten, wo er seine Kunststücke mit den Schlangen vorführt und seine Medizin verkauft.

In Südindien existiert eine andere Menschenklasse, die Kühe und Ochsen abrichtet und solch einen hohen Grad der Vervollkommnung in der Dressur erreicht, dass selbst geübte Tierbändiger in Europa darüber erstaunen würden. Zwei Männer kamen eines Tages nach Kelambakam; der eine führte einen prächtigen Zebuochsen, namens Rama, und der andere eine Kuh, ein sehr schönes Exemplar ihrer Gattung, namens Sitâ. Der Ochs, der mit Metallglöckchen und anderen Zierarten geschmückt war, wurde zuerst vorgeführt und eine Anzahl Fragen von dem Führer an ihn gestellt. „Befinden wir uns in einem Dorfe, dessen Bewohner freigebig und willens sind, an würdige Leute Belohnung zu verteilen?“ fragte er. Auf diese Frage schüttelte der Ochs seinen Kopf, und die Leute wussten sofort, dass er in bejahendem Sinne antwortete. Bei Fragen, die eine verneinende Antwort erforderten, stand der Ochs bewegungslos da und auf Fragen, die eine bejahende Antwort erforderten, schüttelte er seinen Kopf. Darauf sprach der Mann zu dem Ochsen: „Jetzt zeige mir den Dorfvorsteher, dessen freigebige Gesinnung und Liberalität in aller Leute Mund ist.“ Das Tier, von seinem Treiber begleitet, ging schnurstracks auf Kothundarama Mudelly los. Die Dörfler waren darob sehr vergnügt und freuten sich über diese Verstandesprobe des intelligenten Tieres. Hierauf wurde eine äusserst interessante Szene dargestellt. Der Treiber der Kuh Sitâ ging auf sie zu und erzählte ihr, dass Râma, ihr Gatte, uneingedenk seines ihm rechtsgültig angetrauten Weibes, am vorhergehenden Tage seine Zuneigung einer anderen geschenkt habe. Als

die Kuh dies vernahm, wandte sie sich von ihrem Gatten ab und weigerte sich, ihm zu folgen. Der Treiber ging zu ihr hin und versuchte mit freundlichen Worten, ihr dringend abzuraten, solch eine unselige Massnahme zu ergreifen. Die Kuh blieb jedoch unerbittlich. Darauf wurde der Ochs ersucht, zu seinem Weibe hinzugehen und in Frieden den Hausstreit beizulegen. Aber er blieb ebenfalls unzugänglich. Zuletzt trat der Treiber der Kuh ganz nahe zu ihr: „Gute Sitâmmâ! es geziemt sich nicht, dass du bei deiner Torheit hartnäckig verbleibst. Es ist weder recht, noch den heiligen Gesetzbüchern entsprechend, dass dein Mann zu dir kommen und deine Verzeihung erbitten soll. Komme also und söhne dich mit deinem Gatten aus.“ Der Kuh missfiel diese Vermittlersprache und sie zeigte ihren Unmut dadurch, dass sie auf den Führer losging, als ob sie ihn durchbohren wollte. Nach einiger Zeit wurde jedoch der Ehehandel dadurch geschlichtet, dass die Kuh aus freien Stücken zu ihrem Gatten ging und sich vor ihm hinkniete. Der Ochs war darüber hochofrennt, und beide gingen friedlich nebeneinander, während die beiden Treiber ihre Trommeln rührten zum Zeichen der glücklichen Wiedervereinigung eines Paares, das unseligerweise durch einen bedauerlichen Zufall, wenn auch nur für eine kurze Zeit, getrennt worden war. Die Dorfbewohner waren in hohem Masse entzückt über die Darbietungen dieser vorzüglich dressierten Tiere und sie bewiesen ihre Anerkennung dadurch, dass sie den Tieren Oelkuchen und andere Leckerbissen reichten und den beiden Männern Geschenke von Feldfrüchten und alten Kleidern machten.

## XI.

Die beiden grossen Volksepen der Inder, das *Mahâbhârata* und das *Râmâyana*, haben zu allen Zeiten die Herzen ihrer Leser entzückt und ihren veredelnden Einfluss auf den Charakter und den Ideenkreis des indischen Volkes mächtig ausgeübt. Dies kommt hauptsächlich daher, weil sie einmal als die bedeutendsten literarischen Errungenschaften indischer Denker und Dichter ihren eigenen inneren Wert besitzen und weil sie ferner allgemein für göttliche Offenbarungen (*devakathâs*) gehalten werden. Deswegen üben sie eine gewaltige Macht auf die Gemüter des Volkes aus, das sehr religiös veranlagt ist und durch seine heiligen Schriften den Glauben gelehrt wird, dass das Anhören oder Lesen dieser heiligen Erzäh-

lungen ihnen den Weg zum Himmel sichert, und dessen ganzes Sinnen und Trachten in Gedanken und Werken auf die Erlangung ewiger Glückseligkeit gerichtet ist. Kein anderes Literaturwerk besitzt heute in Indien jene Anziehungskraft, welche diese beiden volkstümlichen Epen auf die grösste Mehrzahl des Volkes haben. Der fromme Hindu pilgert nach weiten Entfernungen, sitzt ganze Nächte lang wachend auf und unterzieht sich bereitwilligst allen Arten von Unbequemlichkeiten, wenn er nur eine Gelegenheit ergreifen kann, um diesen heiligen Erzählungen zu lauschen, mag er sie auch schon zum hundertsten Male gehört haben. Verschiedene Mittel und Wege wurden ersonnen, um das Volk mit den herzergreifenden Geschichten des Mahâbhârata und Râmâyana zu unterhalten und dadurch zu belehren. Sie werden in der Form von Dramen auf der Bühne aufgeführt, von Hofbarden, fahrenden Sängern und Spielleuten (Lautenschlägern) in lyrischen Versen vorgetragen oder in einfacher Prosa dem Volke erklärt. Man braucht sich daher nicht zu verwundern, dass berufsmässige Prediger überall im Lande, selbst in den kleinsten Dörfern, gefunden werden, die über die Heiligenlegenden, Weisheitssprüche, Fabeln, Parabeln und moralischen Erzählungen im Mahâbhârata und Râmâyana predigen, und dass überall willige Ohren bereit sind, darauf zu horchen, und den Predigern dazu verhelfen, ein leichtes und bequemes Leben zu führen.

Der Dorfprediger, der die Bewohner von Kelambakam erfreut, ist *Nalla Pillai*, der Schulmeister. Er hat sehr sorgfältig all die 14000 Strophen seines Urgrossvaters Mahâbhârata-Uebersetzung in Tamil studiert und erklärt dieselben dem Volke zur Nachtzeit im Sommer, wenn die Dörfler auf den Feldern nichts zu tun haben. Er hat sich einen ziemlich guten Ruf als Prediger erworben und selbst aus den Nachbardörfern strömen die Leute herbei, um seinen Ansprachen beizuwohnen. Ich hatte einstmals das Vergnügen und das besondere Vorrecht, diesen Prediger von Kelambakam zu hören, und ich will im folgenden Wort für Wort mitteilen, was damals von seinen Lippen fiel. Eine grosse Menge Menschen strömte aus Kelambakam und den Nachbargemeinden zum Hause des Dorfvorstehers. Der Prediger sass in der Vorhalle von dessen Haus. Vor ihm stand ein Gemälde, das *Krischna*, den Hirten- und Liebesgott darstellte, die Flöte blasend und an eine Kuh sich anlehnend; das Bild war über und über mit Blumen geschmückt. Zwei kleine Silbergefässe

standen ebenfalls vor ihm; in dem einen befanden sich Kämpfer und Weihrauch, in dem andern Blumen und Früchte. Die Zuhörer schwärmten herbei wie Bienen; einige sassen auf der öffentlichen Strasse, andere in den Vorhallen der Nachbarhäuser, und die ganze Versammlung war darauf gespannt, jedes Wort zu erhaschen, das von seinen Lippen kam. Um acht Uhr abends begann die Predigt; der Mond warf sein grelles Licht auf die bunte Menge, die sich versammelt hatte, um sich über die Geheimlehren ihres Lieblingsgottes belehren zu lassen. Es herrschte Totenstille; zuerst wurde Kämpfer und hierauf Weihrauch angezündet. Der Prediger beugte seine Kniee vor dem Bilde und sich niedersetzend, begann er zu reden: „Grosse und edle Männer! Betrübt über den Tod des Abhimanyu, des jugendlichen, aber tapferen Sohnes Ardschunas, und über den Hingang so vieler Helden, die in der Schlacht gefallen sind, fragt der Weltherrscher *Yudhischthira*: „Wessen Kind ist der Tod? Woher kommt der Tod? Warum rafft der Tod die Geschöpfe dieser Welt hinweg?“ Da erzählt ihm *Bhischma* die folgende Trostgeschichte: „Als der Urvater Brahman die Wesen erschaffen hatte, vermehrten sie sich unablässig und starben nicht. Die Welten wurden übervoll, und die Erde beklagte sich bei Brahman, dass sie ihre Last nicht mehr ertragen könne. Da dachte der Urvater darüber nach, wie er die Wesen vermindern könnte; es fiel ihm aber kein Mittel ein. Darob geriet er in Zorn, und das Feuer seines Zornes drang aus allen Poren seines Leibes hervor, Flammen schlugen über der Welt zusammen und drohten alles zu vernichten. Gott Krischna aber empfand Mitleid mit den Wesen, und auf seine Fürbitten hin zog Brahman das aus seinem Zorn entstandene Feuer wieder in sich zurück und ordnete das Entstehen und Vergehen der Wesen an; dabei kam aber aus den Poren seines Leibes eine dunkeläugige, in dunkelrotes Gewand gehüllte, schön geschmückte Frau hervor. Sie wollte nach Süden zu ihres Weges gehen, aber Brahman rief sie und sprach: „Tod, töte die Wesen dieser Welt. Du bist ja aus meinem Gedanken an Weltvernichtung und meinem Zorn hervorgegangen, darum vernichte die Geschöpfe, die Toren und die Weisen, alle insgesamt!“ Da weinte die lotusbekränzte Göttin Tod laut; der Herr der Geschöpfe aber fing ihre Tränen in seinen Händen auf. Sie aber flehte ihn an, ihr das grausame Amt zu erlassen: „Verehrung sei Dir, o Herr der Wesen, sei mir gnädig, dass ich nicht unschuldige Ge-

schöpfe — Kinder, Greise und Menschen im besten Lebensalter — hinwegraffen muss: geliebte Kinder, traute Freunde, Brüder, Mütter und Väter! Schelten wird man mich, wenn sie dahinsterven, davor fürchte ich mich. Und der Unglücklichen Tränen fürchte ich, deren Nass mich brennen wird in alle Ewigkeit.“ Aber ein Beschluss des Brahman ist unabänderlich. Sie muss sich darin fügen; doch gewährt ihr der Urvater die Gnade, dass Habsucht, Zorn, Neid, Eifersucht, Hass, Verblendung und Schamlosigkeit die Menschen verderben und dass die Tränen, welche die Göttin vergossen und die er in der Hand hält, zu Krankheiten werden, welche die Geschöpfe töten. So trifft sie keine Schuld an dem Tode der Wesen, im Gegenteil, die Sünder gehen durch ihre eigene Sünde unter. Sie aber, die Göttin Tod, ist die Gerechtigkeit selbst und die Herrin der Gerechtigkeit, indem sie, frei von Liebe und frei von Hass, die Lebewesen dahinfrafft.“

Wie die Menschen sich dem Tode gegenüber verhalten sollen, das ist die Frage, welche indische Dichter und Denker in zahllosen Weisheitssprüchen, aber auch in mancherlei Trostgeschichten oft und oft behandelt haben. Eine der schönsten dieser rührenden Erzählungen ist die Geschichte vom Geier, dem Schakal und dem toten Kinde, die der Dorfprediger an jenem Abend seinen Zuhörern aus dem Mahābhārata vortrug. Einem Brahmanen war sein einziges Söhnchen gestorben. Jammernd und weinend tragen die Verwandten den Leichnam des kleinen Knaben zur Verbrennungsstätte hinaus; in ihrem Schmerz können sie sich von dem toten Liebling gar nicht trennen. Durch das Jammergeschrei herbeigelockt, kommt ein Aasgeier dahergeflogen und setzt ihnen auseinander, wie nutzlos alles Klagen um die Toten sei. Kein Sterblicher kehre wieder zum Leben zurück, wenn er einmal dem Todesverhängnis (Kāla) verfallen; darum sollten sie unverzüglich heimkehren. Einigermassen beruhigt, treten die Leidtragenden den Heimweg an. Da tritt ihnen ein Schakal entgegen und wirft ihnen Lieblosigkeit vor, weil sie ihr eigenes Kind so rasch verlassen. Traurig kehren sie wieder um. Hier erwartet sie der Geier und tadelt sie ob ihrer Schwäche. Nicht um die Toten soll man trauern, sondern um sein eigenes Selbst; dieses soll man vor allem von Sünden reinigen, nicht um Tote jammern. Hängt doch alles Wohl und Wehe der Menschen nur vom *Karman*, der Tat, ab, welche das Schicksal des Menschen ist. Der Weise

wie der Tor, der Reiche wie der Arme, sie alle kommen in des Todesverhängnisses Gewalt, mit ihren guten und bösen Taten. Was wollt ihr mit eurem Trauern? Was klagt ihr dem Tode nach? Wieder wenden sich die Leidtragenden heimwärts. Und wieder ermahnt sie der Schakal, die Liebe zu ihrem Sprössling nicht aufzugeben; man müsse sich dem Schicksal gegenüber bemühen, denn es sei vielleicht doch noch möglich, das Kind wieder zum Leben zu bringen. Wogegen der Geier bemerkte: „Schier tausend Jahre bin ich alt, habe aber nie gesehen, dass ein Toter je wieder lebendig geworden wäre. Diejenigen, welche sich um Mutter und Vater, um Verwandte und Freunde, *so lange sie leben*, nicht kümmern, vergehen sich gegen die Moral. Was soll aber euer Weinen dem helfen, der mit seinen Augen nicht mehr sieht, der sich nicht bewegt und ganz und gar tot ist?“ Und immer wieder treibt der Geier die Leidtragenden zur Heimkehr an, während der Schakal sie zum Friedhof zurückkehren heisst; das wiederholt sich mehrmals. Geier und Schakal verfolgen dabei ihre eigenen Zwecke, denn sie sind beide hungrig und nach dem Leichnam gierig. Schliesslich erbarmt sich Gott Krischna der armen Verwandten und lässt das Kind wieder lebendig werden.

Im Verlaufe der Nacht erklärte der Dorfprediger seinen aufmerksam lauschenden Zuhörern, die zu grosser Berühmtheit und geradezu weltweiter Verbreitung gelangte Parabel vom „Mann im Brunnen“, welche der weise *Vidura* im Mahâbhârata dem König *Dhritarâschtra* erzählte: Ein Brahmane verirrt sich in einem dichten, von Raubtieren erfüllten Walde. In höchster Angst rennt er hin und her, vergebens nach einem Ausweg spähend. Da sieht er, dass der schreckliche Wald von allen Seiten mit Fallstricken umgeben ist und von einem fürchterlich aussehenden Weibe mit beiden Armen umspannt wird. Grosse und schreckliche fünfköpfige Drachen, die wie Felsen zum Himmel emporragen, umgeben diesen grossen Wald. Und mitten in diesem Walde befindet sich, von Gestrüpp und Schlinggewächsen überdeckt, ein Brunnen. Der Brahmane fällt hinein und bleibt in dem verschlungenen Geäst einer Liane hängen. Wie die grosse Frucht eines Brotfruchtbaumes, an dem Stengel befestigt, herabhängt, so hing er dort, die Füsse nach oben, der Kopf nach unten. Und wieder eine andere, noch grössere Gefahr drohte ihm da. Mitten in dem Brunnen erblickte er einen grossen, gewaltigen Drachen und am Rande des Brunnens sah er einen schwarzen, sechs-

mäuligen und zwölffüßigen Riesenelefanten langsam herankommen. In den Zweigen des Baumes aber, der den Brunnen bedeckte, schwärmten allerlei furchtbar aussehende Bienen und bereiteten Honig. Der Honig träufelt herab und wird von dem im Brunnen hängenden Manne begierig getrunken; denn er war des Daseins nicht überdrüssig und gab die Lebenshoffnung nicht auf, trotzdem auch weisse und schwarze Mäuse den Baum, an dem er hing, benagten. Der Wald — so erklärt Vidura dem von Mitleid ergriffenen König das Gleichnis — ist der *Samsâr*, das Dasein in der Welt; die Raubtiere sind die Krankheiten, das grässliche Riesenweib ist das Alter, der Brunnen ist der Leib der Wesen, der Drache auf dem Grunde des Brunnens die Zeit, das Schlinggewächs, in dem der Mann hängen geblieben, die Lebenshoffnung; der sechsmäulige, zwölffüßige Elefant das Jahr mit den sechs (indischen) Jahreszeiten und den zwölf Monaten; die Mäuse aber sind die Tage und Nächte und die Honigtropfen die Sinnengenüsse. Diese echt indische Parabel ist hauptsächlich mit jenem Literaturstrom, welcher durch die aus Indien stammenden, dann aber durchaus international gewordenen Volksbücher „*Barlaam und Joasaph*“ und „*Kalilah und Dimnah*“ nach dem Abendland geflossen ist, in die Literatur des Westens eingedrungen. In deutschsprechenden Ländern ist sie uns durch Rückerts schönes Gedicht: „Es ging ein Mann im Syrerland“, dessen unmittelbare Quelle ein persisches Gedicht im zweiten Diwan des *Jelâl-ed-dîn Rûmî* ist, am vertrautesten. So hat dieses wahrhaft konfessionslose Gleichnis in gleichem Masse den Brahmanen, Dschâinas, Buddhisten, Muhammedanern, Christen und Juden zur Erbauung gedient.

Zum Schlusse teilte der Prediger seinen Zuhörern folgendes tiefsinnige Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn mit, in dem der Vater den Standpunkt der brahmanischen Moral und der Sohn den des Asketen, der mit der Priesterreligion gebrochen hat, vertritt: Ein Brahmane, der am Studium des *Weda* seine Freude fand, hatte einen verständigen Sohn mit Namen *Medhâvin*. Dieser Sohn, welcher in allem, was auf Erlösung, die Moral und das praktische Leben Bezug hat, bewandert war und das wahre Wesen der Welt durchschaute, redete zu dem Vater, der Freude am Studium des *Weda* hatte. Der Sohn sprach: „Was soll denn, o Väterchen, der Weise und Verständige tun? Schnell schwindet ja das Leben des Menschen

dahin. Sag mir doch das, o Vater, eines nach dem andern in zweckentsprechender Ordnung, damit ich tue, was gut und recht ist.“ Der Vater sprach: „Mein Sohn! Als Brahmanenschüler soll er zuerst die Wedas (hl. Schriften) studieren. Dann trachte er nach Söhnen, damit er die Manen der Väter von Schuld reinige. Und nachdem er der Vorschrift gemäss die heiligen Feuer angelegt und Opfer dargebracht hat, soll er sich in den Wald begeben und als Asket zu leben suchen.“ Der Sohn sprach: „Wie kannst Du als Weiser so sprechen, wo doch die Welt schwer heimgesucht und ringsum bedroht ist, während die Unentrinnbaren rastlos dahingleiten.“ Der Vater sprach: „Wieso ist die Welt schwer heimgesucht? Von wem ist sie ringsum bedroht? Wer sind die Unentrinnbaren, die rastlos dahingleiten? Warum erschrickst du mich denn so?“ Der Sohn sprach: „Vom Tode ist die Welt schwer heimgesucht, vom Alter ist sie ringsum bedroht. Und die unentrinnbaren Nächte kommen und gehen immerdar. (Die Inder rechnen nämlich nach Nächten und nicht nach Tagen.) Wenn ich also weiss, dass der Tod nicht Halt macht, wie kann ich da noch geduldig warten? Wie kann ich dahinleben, von solcher Erkenntnis durchdrungen? Wenn das Leben immer kürzer wird, wie Nacht um Nacht entschwindet, muss doch der Weise erkennen, dass unsere Tage nutzlos sind. Wie ein Fisch im seichten Wasser — wer könnte sich da noch glücklich fühlen? Ehe noch seine Wünsche erfüllt sind, tritt der Tod an den Menschen heran. Während er gleichsam Blumen pflückt, den Sinn auf anderes gerichtet, überfällt ihn der Tod, wie die Wölfin das Lämmlein und geht mit ihm fort. Was morgen zu tun ist, tue heute; am Morgen tue, was am Abend zu tun ist, denn nicht wartet der Tod, ob Du Dein Werk vollendet oder nicht. Und wer weiss, wessen Todesstunde heute kommen wird? Schon als Jüngling tue daher, was recht und gut ist; flüchtig ist ja das Leben. Hast Du das Rechte getan, so wirst Du Ruhm in diesem Leben und Glückseligkeit im Jenseits erlangen. Kaum geboren, folgen dem Sterblichen Tod und Alter bis ans Ende. Behaftet mit diesen beiden sind alle Wesen, bewegliche und unbewegliche (z. B. die Pflanzen). Wahrlich, nur der Anfang des Todes ist diese Sinnenlust des im Dorfe lebenden Hausvaters; der Wald aber, in dem der Einsiedler wohnt, ist, wie der Weda lehrt, ein Sammelplatz für Götter. Diese Sinnenlust des im Dorfe Lebenden ist ein fesselndes Band; die Guten zerreißen es

gleich entzwei, die Bösen zerreißen es nimmer. Wer kein lebendes Wesen verletzt mit Gedanken, Worten oder Taten, der wird nicht durch Handlungen, welche des Lebens Endzweck verdrängen, gefesselt. Wie sollte ein Mensch wie ich mörderische Tieropfer darbringen? Wie sollte ein Weiser, als wäre er ein *Pischâtscha* (Kobold), gleichsam todbringende Kriegeropfer veranstalten? — Es gibt kein Auge gleich dem des Wissens; es gibt keine Askese gleich der der Wahrheit; es gibt kein Unglück gleich dem der Leidenschaft; es gibt kein Glück gleich dem der Entsagung. Im Selbst (*âtman*) vom Selbst gezeugt, festgewurzelt im Selbst, werde ich auch ohne Nachkommenschaft im Selbst allein leben; mich braucht keine Nachkommenschaft zu erretten. Es gibt keinen grösseren Schatz für den Brahmanen als Einsamkeit, Gleichmut, Wahrheit, Tugend, Standhaftigkeit, Milde, Geradheit und das Aufgeben aller Geschäfte. Was sollen dir Schätze, was sollen dir Verwandte, was soll dir ein Weib, o Brahmane, da du doch sterben wirst? Wohin sind deine Ahnen, wohin ist dein Vater gegangen? Suche das in deinem Innern verborgene Selbst, deine Seele!“

Nach der Predigt kniete Nalla Pillai vor dem Bilde des Krischna nieder und zündete wieder Kampfer und Weihrauch an. Hierauf erhob sich die ganze Versammlung, und mit dem freudigen Jubelruf: „Krischna, Govinda, Gopâla!“ beugten sie alle vor dem Bilde ihre Kniee.

## XII.

Eines Tages im heissen Monat Mai, bei Einbruch der Dunkelheit, kam *Muthu Naik*, der taliyari von Kelambakam, zu meiner Wohnung im Hause eines Landedelmannes des nächsten Nachbardorfes, woselbst ich einige Ferientage zubrachte. Er trug in seiner Hand ein Palmblatt, niedlich zusammengerollt, das eine Einladung an uns von Kothundarâma Mudelly enthielt, an einer dramatischen Aufführung teilzunehmen, die jene Nacht in seinem Dorfe stattfinden solle. Wir gaben dem Dorfvorsteher Nachricht, dass wir bereitwilligst seiner Einladung Folge leisten würden. Nach Einnahme eines stärkenden Imbisses machten wir uns gegen neun Uhr auf den Weg, begleitet von einer Anzahl Freunden und Bekannten. Unser Weg führte uns nicht über wohlgepflegte Landstrassen und prächtige Brücken, sondern über Felder, schattige Obstgärten, Wasser-

kanäle und zuweilen mitten durch die ausgetrockneten Betten von Sümpfen und Teichen. Wir hatten ungefähr fünf Kilometer weit zu gehen, bis wir Kelambakam erreichten. Auf unserem Hinwege begegneten wir den Bewohnern eines ganzen Dorfes: junge Männer, in einzelnen Gruppen wandernd und abwechslungsweise Lieder singend, alte Männer, den Frauen und Kindern die Geschichte erzählend, die in dieser Nacht auf der Dorfbühne dramatisch dargestellt werden sollte, und die Befähigung der einzelnen Schauspieler besprechend. Niemals werde ich das Schauspiel vergessen, das sich mir bei dieser Gelegenheit darbot. Der helle Vollmond stand am östlichen Himmel lichter und klarer, als man ihn je im Abendland sieht, die ganze Umgegend in eine Silberflut tauchend. Hunderte von einfachen Bauern aller Arten und Lebensbedingungen traten aus schattigen Obstgärten hervor, wanderten durch Felder und die ausgetrockneten Betten von Sümpfen und Teichen, setzten über Wasserkanäle und strömten von allen Windrichtungen in ihrem besten Kleiderstaat nach Kelambakam. Als wir ungefähr einen Kilometer vom Dorfe entfernt waren, hörten wir den Lärm Tausender von Leuten aus 30—40 Dörfern, die in der Ebene von Kelambakam sich gelagert hatten. Sobald wir auf dem Festplatz anlangten, fanden wir fünf- bis sechstausend Menschen auf dem Boden kauern, und es dauerte einige Minuten, bis wir uns durch die dichtgedrängte Menge hindurcharbeiten konnten, um uns an einem offenen Platze in der Mitte des Zuschauerraumes auf Matten hinzusetzen. Weder eine künstliche Bühne, noch gemalte Kulissen waren vorhanden; wir sahen nur eine Gruppe von etwa fünf oder sechs Schauspielern und darunter befanden sich zwei Frauenspersonen. Ebenso waren zwei Wäscher mit Fackeln in ihren Händen zugegen. Die Schauspieler wohnen in einem der Nachbardörfer, und es war diesmal die Truppe, deren Dienste von den Einwohnern der umliegenden 30 bis 40 Dörfer gewöhnlich in Anspruch genommen werden. Die auftretenden Personen genossen einen ziemlich guten Ruf als Schauspieler, und ihr Honorar ist auf eine Pagode oder ungefähr 10 Franken für die ganze Nacht festgesetzt; Geschenke in Form von Geld oder Kleidern nehmen sie natürlich gerne an. Das allbekannte „Râmaspiel“ (*Râmlîlâ*), bei welchem die beliebtesten Szenen aus dem Râmâyana zur Aufführung gelangen, wurde auf der Naturbühne von Kelambakam gegeben. Das Folgende ist eine kurze Inhaltsangabe des Stückes.

Im Lande der *Kosal*, nördlich vom Ganges in der Stadt *Ayodhyâ*, dem heutigen *Audh* oder *Faizâbâd*, herrschte ein mächtiger und weiser König *Daschrath*; dieser war lange Zeit kinderlos. Da entschloss er sich, ein Pferdeopfer darzubringen; der Seher *Rischyaschringa* wird als Opferleiter für dieses grosse Opfer gewonnen, und er bringt eine besonders zauberkräftige, die Erzeugung von Söhnen bewirkende Opferspende dar. Gerade zu dieser Zeit hatten die Götter im Himmel von dem Dämon *Râvan* viel zu leiden; sie wandten sich daher an Wischnu mit der Bitte, er möge Mensch werden, um als solcher *Râvan* zu töten. Wischnu willigt ein und entschliesst sich, als Sohn des *Daschrath* geboren zu werden. Nachdem also das Pferdeopfer vollendet war, gebaren dem König *Daschrath* seine drei Frauen vier Söhne.

*Kausalyâ* gebar den *Râm*, in welchem Wischnu sich verkörpert hatte, *Kaikeyî* den *Bhârat*, *Sumitrâ* den *Lakschman* und den *Schatrugna*. Von diesen vier Prinzen war *Râm*, der älteste, der erklärte Liebling des Vaters. Von Jugend auf war *Lakschman* dem älteren Bruder aufs innigste zugetan; er war wie sein zweites Leben und tat alles, was er ihm nur an den Augen absehen konnte. Als die Söhne herangewachsen waren, kam der grosse Prophet *Vischvâmitra* an den Hof des *Daschrath*. Mit ihm zogen *Râm* und *Lakschman* aus, um Dämonen zu töten, wofür sie von ihm mit Zauberwaffen belohnt wurden. *Vischvâmitra* geleitet die Prinzen auch an den Hof des Königs *Dschanak* von *Wideha*. Dieser hatte eine Tochter namens *Sitâ*; sie war kein gewöhnliches Menschenkind, sondern als der König einst den Acker mit goldenem Pfluge pflügte, war sie aus der Erde hervorgekommen, daher ihr Name *Sitâ*; „die Ackerfurche“, und *Dschanak* hatte sie als Tochter aufgezogen. Der König besass aber einen wunderbaren Bogen und hatte verkünden lassen, dass er seine Tochter *Sitâ* nur demjenigen zur Frau geben werde, der diesen Bogen zu spannen vermöchte. Viele Fürsten hatten es bereits vergebens versucht; da kam *Râma* und spannte den Bogen, sodass er mit Donnergetöse entzwei brach. Hoherfreut gibt ihm der König seine Tochter zur Frau. *Daschrath* wird benachrichtigt und herbeigeholt, worauf unter grossem Jubel die Hochzeit von *Râma* und *Sitâ* gefeiert wird, und viele Jahre lebten die beiden in Glück und Wonne.

Als *Daschrath* sein Alter herannahen fühlte, beschloss er, seinen Lieblingssohn *Râma* zum Tronnachfolger einzusetzen und liess durch

seinen Hauspriester Vasischtha alle zur Weihe notwendigen Vorbereitungen treffen. Das bemerkt die bucklige Zofe der Königin Kaikeyi, und diese stiftet ihre Herrin an, dass sie beim König die Einsetzung ihres eigenen Sohnes Bharat zum Nachfolger durchsetze. Der König hatte ihr nämlich einmal zwei Wünsche freigestellt, die sie sich bisher noch vorbehalten hat; nun verlangt sie vom König, dass er den Râma auf 14 Jahre verbanne und ihren Sohn Bharat zum Tronfolger bestimme. Der König ist wie niedergeschmettert; aber Râma selbst, sobald er von der Sache erfährt, zögert keinen Augenblick, in die Verbannung zu gehen, damit nur sein Vater keinen Wortbruch begehe. Vergebens suchen seine Mutter Kausalyâ und sein Bruder Lakschman, ihn zurückzuhalten. Er besteht darauf, dass es seine höchste Pflicht sei, dem Vater zur Erfüllung seines Versprechens behilflich zu sein. Als bald teilt er auch seiner Gemahlin Sitâ mit, dass er entschlossen sei, als Verbannter in den Wald zu gehen; sie aber fordert er auf, dem Bharat gegenüber freundlich zu sein, am Hofe des Daschrath fromm und enthaltsam zu leben und den „Müttern“ (den Frauen seines Vaters) gehorsam zu dienen. Sitâ aber antwortet ihm, dass nichts sie abhalten werde, ihm in den Wald zu folgen; Râma schildert ihr alle Schrecken und Gefahren des Waldes, um sie von ihrem Entschlusse abzubringen; sie bleibt aber fest und will von einer Trennung nichts wissen. Da willigt Râma endlich ein, dass Sitâ mit ihm in den Wald ziehe; auch der treue Lakschman lässt sich nicht davon abbringen, dem Bruder in die Verbannung zu folgen. Nur in Bastgewänder gehüllt, ziehen die Verbannten unter der Teilnahme der ganzen Bevölkerung in den Wald. König Daschrath kann den Schmerz um den Verlust des Sohnes nicht verwinden. Wenige Tage nachdem Râma in die Verbannung gezogen ist, erwacht um Mitternacht der König aus unruhigem Schläfe; da erinnert er sich eines in seiner Jugend begangenen Frevels. Er erzählt der Kausalyâ, wie er einst auf der Jagd aus Versehen einen jungen Einsiedler getötet, und wie dessen blinder Vater ihm geflucht habe, er solle aus Kummer über den Verlust seines Sohnes sterben; nun gehe dieser Fluch in Erfüllung. Nach dem Tode des Königs wird Bharat, der in *Râdschgrîha* weilt, herbeigeholt und von seiner Mutter Kaikeyi, sowie von den Hofrâten aufgefordert, den Tron zu besteigen. Bharat aber will davon nichts wissen, sondern erklärt ganz entschieden, dass die Herrschaft dem Râma zukomme und er ihn zurück-

bringen wolle. Mit grossem Gefolge macht er sich auf, den Bruder abzuholen. Während dessen weilt Râma im *Tschitrakut*-Gebirge (im heutigen Bundelkhand) und schildert eben der Sitâ die Schönheiten der Landschaft, als man Staubwolken aufwirbeln sieht und den Lärm eines nahenden Heeres vernimmt. Lakschman steigt auf einen Baum und sieht das Heer des Bharat herankommen; er glaubt, es handle sich um einen feindlichen Angriff und gerät in mächtigen Zorn. Aber bald bemerkt er, dass Bharat sein Heer zurücklässt und allein herankommt. Er nähert sich dem Râma, wirft sich ihm zu Füssen und die Brüder umarmen einander. Nun berichtet Bharat unter vielen Tränen und Anklagen gegen sich selbst und seine Mutter Kaikeyî den Tod des Vaters und fordert ihn auf, zurückzukehren und die Herrschaft anzutreten. Râma sagt, er könne weder ihm noch seiner Mutter einen Vorwurf machen; was aber der Vater angeordnet, das müsse ihm auch jetzt noch teuer sein, und von seinem Entschluss, 14 Jahre im Walde zu verbringen, werde er nie und nimmer abgehen. Vergebens sind alle Bitten des Bharat, der ihn an den Hingang des Vaters erinnert. Râma bringt unter vielen Wehklagen die Totenspenden für den Dahingeschiedenen dar, bleibt aber in seinem Entschlusse fest. Den wehklagenden Bruder tröstet er mit einer herrlichen Rede über die naturnotwendige Vergänglichkeit des Daseins und die Unvermeidlichkeit des Todes, die jede Klage als unvernünftig erscheinen lasse. Auch die Räte kommen herbei, um den Râma aufzufordern, dass er die Herrschaft antrete. Einer von diesen, *Dschâbâli*, ein arger Ketzler und Vertreter nihilistischer Ansichten, sucht ihm seine moralischen Bedenken auszureden. Jeder lebe nur für sich, um Vater und Mutter brauche man sich nicht zu kümmern, mit dem Tode sei alles aus, das Gerede von einem Jenseits werde nur von schlaunen Priestern verbreitet, um Geschenke zu erhalten, darum möge er nur seinen Verstand zu Rate ziehen und den Tron besteigen. Entschieden weist Râma diese Lehren des Nihilisten zurück; aber auch die Vorstellungen des frommen Priesters *Vasischtha* vermögen ihn nicht umzustimmen. Schliesslich muss sich Bharat dazu bequemen, die Herrschaft für Râma zu führen. Râma übergibt ihm seine Sandalen als Symbol der Herrschaft (genau wie im altjüdischen, altnordischen und altdeutschen Recht), und Bharat kehrt nach Ayodhyâ zurück, wo Râmas Sandalen als Vertreter des Königs feierlich auf den Tron gesetzt werden, während er selbst nach *Nandi-*

*grâma* übersiedelt, um von dort aus für Râma als dessen Stellvertreter die Regierungsgeschäfte zu besorgen.

Als die Verbannten längere Zeit im Dandakwalde in Zentralindien gelebt hatten, baten die dort lebenden Einsiedler den Râma um Schutz gegen die *Râkschasas*; Râma verspricht diesen Schutz und beschäftigt sich von da ab fortwährend mit den Kämpfen gegen diese teuflischen Ungeheuer. Der menschenfressende Riese *Virâdh* ist der erste, dem er den Garaus macht; verhängnisvoll für die Verbannten ist das Zusammentreffen mit *Schûrpanakhâ* („Krallen so gross wie Wurfschaufeln habend“), der Schwester des Râvan. Diese Teufelin verliebt sich in Râma und macht ihm Liebesanträge, er aber weist sie an seinen Bruder Lakschman, der noch nicht verheiratet sei. Lakschman verbittet sich höhnisch ihre Annäherung; zornentbrannt will sie die Sitâ verschlingen. Da schneidet ihr Lakschman die Ohren und Nase ab, heulend flieht sie zu ihrem Bruder *Khara*; dieser zieht zuerst mit 14, dann mit 14000 *Râkschasas* gegen Râma zu Felde, aber dieser macht sie alle nieder. Nachdem auch Khara gefallen ist, eilt *Schûrpanakhâ* nach *Lankâ*, einem fabelhaften Lande jenseits des Ozeans, und stachelt ihren Bruder Râvan, ein zehnköpfiges Ungeheuer und Beherrscher von *Lankâ*, zur Rache gegen Râma auf. Zugleich schildert sie ihm die wunderbare Schönheit der Sitâ in den verlockendsten Farben und reizt ihn, sich ihrer zu bemächtigen und sie zu seiner Gemahlin zu machen. Da macht sich Râvan auf, fährt mit seinem goldenen Wagen durch die Lüfte über den Ozean hinüber und trifft dort den als Büsser lebenden *Mârîtscha*, einen ihm befreundeten Dämon, mit dessen Hilfe es ihm gelingt, Sitâ von ihren Beschützern zu trennen und zu rauben. Er entführt sie auf seinem Wagen durch die Lüfte; Sitâ ruft laut um Hilfe. Der Geier *Dschâtâyus*, ein alter Freund des Daschrath, kommt herbeigeflogen, es gelingt ihm, den Wagen des Râvan zu zerschmettern; aber schliesslich wird er doch selbst von Râvan niedergemacht. Der Dämon ergreift abermals Sitâ mit seinen Krallen und fliegt mit ihr fort. Wie sie im Fluge durch die Lüfte getragen wird, fallen die Blumen aus ihrem Haar und die edelsteingeschmückten Bänder gleiten von ihren Füßen zur Erde. Die Bäume, in deren Zweigen der Wind rauscht, scheinen ihr zuzurufen: „Fürchte dich nicht.“ Die Lotuse lassen ihre Blütenköpfe hängen, als trauerten sie um die geliebte Freundin. Löwen, Tiger und andere Tiere laufen wie im Zorn hinter

dem Schatten der Sitâ her; mit tränenüberströmten Gesichtern — den Wasserfällen — und emporgestreckten Händen — den ragenden Gipfeln — scheinen die Berge um Sitâ zu jammern. Die erhabene Sonne selbst, indem sich beim Anblick der geraubten Sitâ ihre Strahlen verdunkeln und ihre Scheibe verblasst, scheint zu klagen: „Kein Recht gibt es mehr, keine Wahrheit, keine Rechtschaffenheit, keine Unschuld, wenn Râvan die Gemahlin Râmas, Sitâ, raubt“. Râvan aber fliegt mit der Geraubten über den Ozean hinüber nach Lankâ, wo er sie in seinem Frauenheim unterbringt. Er führt sie in seinem Palaste umher, zeigt ihr all seine Herrlichkeiten und schildert ihr die unermesslichen Reichtümer und Wunderwerke, über die er gebietet. Mit Schmeichelworten sucht er sie zu überreden, seine Frau zu werden. Sitâ aber antwortet ihm voll Zorn, dass sie Râma nie die Treue brechen und sich nie von ihm berühren lassen werde. Da droht ihr Râvan, er werde sie, wenn sie ihm nicht binnen zwölf Monaten zu Willen sei, von den Köchen in Stücke schneiden lassen und zum Frühstück verzehren. Darauf lässt er sie in eine Grotte führen und übergibt sie Râkschasa-Frauen zur strengen Bewachung. Mittlerweile sind Râma und Lakschman zurückgekehrt und finden zu ihrem Entsetzen die Hütte leer; vergeblich suchen sie Sitâ im Walde. Râma erhebt bittere Klage, er befragt die Bäume, die Flüsse, die Berge und die Tiere, aber keines kann ihm von Sitâ Kunde geben. Endlich finden sie die Blumen und Schmucksachen, welche Sitâ auf ihrem Fluge fallen gelassen, bald auch die Trümmer von Râvans Wagen, herumliegende Waffen und andere Spuren eines Kampfes. Râma glaubt nicht anders, als dass Sitâ von Râkschasas getötet sei und in wahnsinniger Wut erklärt er, die ganze Welt vernichten zu wollen. Er würde den Luftraum mit seinen Pfeilen füllen, den Lauf des Windes hemmen, die Strahlen der Sonne vernichten und die Erde in Dunkel hüllen, die Gipfel der Berge herabschleudern, die Teiche austrocknen, den Ozean zertrümmern, die Bäume entwurzeln, ja selbst die Götter, wenn sie ihm seine Sitâ nicht zurückgeben, werde er vernichten. Nur mit Mühe gelingt es Lakschman, den Rasenden zu beruhigen und ihn zu weiterem Suchen zu veranlassen. Da finden sie den Geier Dschatâyus, der sich in seinem Blute wälzt; sterbend erzählt er ihnen noch, was vorgefallen ist, stirbt aber mitten in seiner Erzählung. Gen Süden wandernd, stoßen die Brüder auf ein brüllendes, kopfloses Ungeheuer, den *Kabandha*.

welchen sie von einem auf ihm lastenden Fluch befreien. Zum Danke hierfür gibt er Râma den Rat, er solle sich mit dem Affenkönig *Sugrîva* verbinden, der ihm zur Wiedergewinnung der Sitâ behilflich sein werde.

Die Brüder gelangen zum Teiche *Pampâ*, dessen Anblick Râma wehmütig stimmt; denn es ist Frühling und der Anblick der erwachenden Natur erweckt in ihm die Sehnsucht nach der fernen Geliebten. Hier treffen sie bald mit dem Affenkönig Sugriva zusammen; er erzählt ihnen, dass er von seinem Bruder *Vâlin* der Gattin und der Herrschaft beraubt und aus dem Reiche verjagt worden sei. Râma und Sugrîva schliessen nun ein enges Freundschaftsbündnis; Râma verspricht dem Sugrîva Hilfe gegen Vâlin, während Sugriva verspricht, dem Râma bei der Wiedergewinnung der Sitâ beizustehen. Vor *Kischkindhâ*, der Residenz des Vâlin, kommt es zu einem Kampfe zwischen den feindlichen Affenbrüdern; Râma kommt dem Sugrîva zu Hilfe und tötet den Vâlin. Der Affe Sugriva wird zum König und *Angad*, der Sohn des Vâlin, zum Tronfolger geweiht. Unter den Räten des Sugriva ist *Hanumân*, der Sohn des Windgottes, der weiseste; ihm schenkt Sugriva das grösste Vertrauen und er beauftragt ihn mit der Auffindung der Sitâ. Von einer Affenschar unter der Führung des Angad begleitet, macht sich der kluge Hanumân auf den Weg nach dem Süden. Nach mannigfachen Abenteuern treffen sie mit *Sampâti*, einem Bruder des Geiers Dschâtayus, zusammen; dieser erzählte ihnen, wie ihm einst, als er mit seinem Bruder um die Wette zur Sonne fliegen wollte (gleich dem Ikarus) die Flügel versengt worden seien, sodass er nun hilflos auf dem Vindhyagebirge weilen müsse. Er habe gesehen, wie Râvan die Sitâ nach Lankâ entführt habe; er beschreibt ihnen die Lage von Lankâ, und die Affen steigen zum Ozean hinab. Als sie aber die unermessliche, wogende See vor sich sehen, da verzweifeln sie schier, wie sie hinüberkommen könnten. Angad heisst sie nicht verzagen, denn „die Verzagtheit tötet den Menschen, wie die wütende Schlange einen Knaben“. Da beraten sie, wer am weitesten springen könne, und es zeigt sich, dass keiner so weit zu springen vermag als Hanumân; dieser besteigt den Berg *Mahendra* und schickt sich an, über den Ozean zu springen.

Mit einem gewaltigen Sprunge, der den Berg Mahendra in seinen Tiefen erzittern macht, und alle auf demselben lebenden Wesen in

Angst und Schrecken versetzt, erhebt sich der Affe Hanumân in die Lüfte und fliegt über den Ozean dahin. Nach einem viertägigen Fluge, auf dem er verschiedene Abenteuer erlebt und Wundertaten verrichtet, erreicht er Lankâ. Von einem Berge aus betrachtet er die Stadt, die ihm fast uneinnehmbar erscheint; er macht sich so klein wie eine Katze und dringt nach Sonnenuntergang in die Stadt ein. Er besichtigt die ganze Dämonenstadt, den Palast des Râvan und den wunderbaren Wagen, auf dem der Râkschasa durch die Luft zu fahren pflegt; er dringt selbst in Râvans Frauenhaus ein, wo er den mächtigen Dämonenfürsten inmitten seiner Schönen ruhend erblickt. Nach langem, vergeblichen Suchen findet er endlich Sitâ, von Gram verzehrt, im Aschokahain; er gibt sich als Freund und Bote des Râma zu erkennen. Sie erzählt ihm, dass Râvan gedroht habe, sie aufzufressen, und dass sie nach zwei Monaten sterben müsse, wenn Râma sie nicht vorher befreie. Hanumân gibt ihr die bestimmte Zusicherung, dass Râma kommen werde, sie zu befreien. Darauf begibt er sich wieder auf den Berg, fliegt über den Ozean hinüber und erzählt den dort auf ihn wartenden Affen seine Erlebnisse auf Lankâ; dann geht er zu Râma, berichtet ihm, wie er die Sitâ angetroffen und überbringt ihm ihre Botschaft. Râma preist den Hanumân wegen der erfolgreichen Erfüllung seiner Sendung und umarmt ihn herzlich; doch verzweifelt er bei dem Gedanken an die Schwierigkeit, über den Ozean zu gelangen. Sugriva rät, eine Brücke nach Lankâ zu schlagen; Hanumân gibt eine genaue Beschreibung der Stadt des Râvan und ihrer Befestigung und erklärt, dass die Haupthelden des Affenheeres imstande sein würden, sie zu bezwingen. Râma gibt daher den Befehl, das Heer in Marschordnung aufzustellen, und bald bricht das ungeheure Affenheer gegen Süden auf, dem Meeresstrande zu.

Als die Nachricht von dem heranrückenden Affenheere nach Lankâ gedrungen war, berief Râvan seine Räte, lauter grosse und mächtige Râkschasas, zu einer Beratung. Während alle andern Verwandten und Räte mit prahlerischen Reden den Râvan zum Kampfe anspornen, weist *Vibhîschan*, Râvans Bruder, auf ungünstige Vorzeichen hin und rät, Sitâ zurückzugeben. Râvan ist darüber sehr aufgebracht und beschuldigt ihn des Neides und der Missgunst; Verwandte, sagt er, seien ja immer die ärgsten Feinde eines Königs und Helden. Von seinem Bruder aufs tiefste gekränkt, sagt sich

Vibhîschan von ihm los, fliegt mit vier andern Râkshasas über den Ozean hinüber und verbindet sich mit Râma. Auf den Rat Vibhîschans wendet sich Râma an den Meergott selbst mit der Bitte, ihm beim Ueberschreiten des Ozeans behilflich zu sein. Dieser ruft den Affen *Nal*, den Sohn des göttlichen Baumeisters *Vischwakarman*, herbei, und beauftragt ihn, eine Brücke über den Ozean zu schlagen. Auf Râmas Befehl schleppen die Affen Felsen und Bäume herbei, in wenigen Tagen wird eine Brücke über den Ozean gebaut und das ganze grosse Heer zieht hinüber nach Lankâ. Nun wird die Residenzstadt Râvans von dem Affenheer umzingelt; Râvan gibt den Befehl zu einem allgemeinen Ausfall. Es kommt zu einer Schlacht und zu zahlreichen Einzelkämpfen zwischen den Haupthelden der beiden kämpfenden Heere. Lakschmân, Hanumân, Angad und der Bärenkönig *Dschâmbavat* sind die hervorragendsten Mitstreiter des Râma, während auf Seite des Râvan sich insbesondere dessen Sohn *Indradschit* hervortut; der letztere ist in allen Zauberkünsten bewandert und versteht es, sich jeden Augenblick unsichtbar zu machen. So bringt er einmal dem Râma und Lakschmân lebensgefährliche Wunden mittelst vergifteter Pfeile bei. In der Nacht aber fliegt auf den Rat des Bärenkönigs *Dschâmbavat* der Affe Hanumân zum Berge *Kailâs*, um von dort vier besonders kräftige Heilkräuter zu holen. Da sich diese Kräuter verstecken, nimmt der Affe einfach den ganzen Berggipfel mit und trägt ihn zum Schlachtfeld, wo durch den Duft der Heilkräuter Râma, Lakschmân und alle Verwundeten sofort geheilt werden. Hierauf befördert Hanumân den Berg wieder an seine Stelle zurück. Ein andermal kommt der zauberkundige *Indradschit* aus der Stadt heraus, indem er auf seinem Streitwagen ein von ihm hervorgezaubertes Scheinbild der Sitâ mitführt, um es vor den Augen des Hanumân, Lakschman und der Affen zu misshandeln und dann zu enthaupten. Entsetzt bringt Hanumân dem Râma die Nachricht, dass Sitâ getötet sei. Râma fällt in Ohnmacht. Lakschman bricht in Klagen aus und erhebt eine gotteslästerliche Rede mit bitteren Anklagen gegen das Schicksal, das sich um Tugend nicht kümmere; er wird aber bald von Vibhîschan darüber aufgeklärt, dass das Ganze nur ein Blendwerk des *Indradschit* gewesen sei. Schliesslich wird auch *Indradschit* nach einem heftigen Zweikampf von Lakschman getötet. Wütend über den Tod seines Sohnes erscheint nun Râvan selbst auf dem Kampfplatz; ein furchtbarer Zweikampf zwischen

Râma und Râvan findet statt, der Tag und Nacht fort dauert. Die Götter selbst kommen Râma zu Hilfe, insbesondere Indra mit seinem Wagen und mit seinen Geschossen; so oft aber Râma dem Râvan die Köpfe abschlägt, immer wächst ihm ein neuer Kopf nach. Endlich gelingt es ihm, mit einer von Gott Brahman selbst geschaffenen Waffe Râvans Herz zu durchbohren; darauf grosser Jubel im Heere der Affen und wilde Flucht der Râkschasas. Nun wird Râvan feierlich bestattet und Vibhîschan von Râma in Lankâ eingesetzt.

Jetzt erst lässt Râma die Sitâ herbeirufen und verkündet ihr die frohe Botschaft von dem errungenen Siege; verstösst sie aber dann in Gegenwart aller Affen und Râkschasas. Er habe, so erklärt er, nur Rache genommen für die ihm angetane Schmach, aber mit ihr wolle er nichts mehr zu tun haben; denn ein Weib, das bei der Entführung auf dem Schosse eines anderen Mannes gesessen und das ein anderer mit lüsternen Augen betrachtet habe, könne ein Musterkönig Râma nicht mehr als Gemahlin aufnehmen. Da erhebt Sitâ bittere Wehklage über den ungerechten Verdacht Râmas und beauftragt den Lakschman einen Scheiterhaufen zu errichten; denn ihr bleibe jetzt nichts anderes übrig, als sich ins Feuer zu stürzen. Râma gibt seine Zustimmung; der Scheiterhaufen wird errichtet und angezündet, und indem Sitâ das Feuer zum Zeugen anruft, wirft sie sich in die Flammen. Da erhebt sich der Feuergott *Agni* aus dem brennenden Scheiterhaufen mit der unversehrten Sitâ im Arme und übergibt sie dem Râma, indem er in feierlicher Rede versichert, dass sie ihm stets die Treue gewahrt und auch im Palaste des Râkschasa rein und unschuldig geblieben sei. Hierauf erklärt Râma, dass er selbst nie an Sitâs Unschuld gezweifelt habe, doch sei es notwendig gewesen, ihre Reinheit auch vor den Augen des Volkes zu erweisen. Nun kehren Râma und die Seinen von Hanumân und den Affen begleitet nach Ayodhyâ zurück, wo sie von Bharat, Schatrughna und den „Müttern“ mit offenen Armen empfangen werden. Unter dem Jubel der Bevölkerung ziehen sie ein, Râma wird zum König geweiht und herrscht glücklich und zum Segen seiner Untertanen.

Seit mehr als zweitausend Jahren hat sich die Geschichte von Râma und Sitâ in Indien lebendig erhalten, und sie lebt fort in allen Schichten und Klassen des Volkes. Hoch und niedrig, Fürst und Bauer, der Landedelmann, wie der Kaufmann und Handwerker,

Prinzessinnen und Hirtenmädchen sind wohlvertraut mit den Gestalten und Geschichten des grossen Volksepos. Die Männer erheben sich an den ruhmvollen Taten und erbauen sich an den weisen Reden Râmas; die Frauen lieben und preisen Sitâ als das Ideal der Gattentreue, der höchsten Frauentugend. Jung und alt ergötzt sich an den Wundertaten des treuherzigen Affen Hanumân und nicht minder an den schaurigen Märcen von menschenfressenden Riesen und zauberkräftigen Dämonen. Volkstümliche Redensarten und Sprichwörter geben Zeugnis von der Vertrautheit des Volkes mit den Geschichten des Râmâyana; aber auch Lehrer und Prediger der verschiedenen religiösen Sekten berufen sich auf dasselbe und schöpfen aus ihm, wenn sie religiöse und moralische Lehren im Volke verbreiten wollen. Und die Dichter der späteren Zeit haben immer wieder aus dem Râmâyana ihre Stoffe geschöpft und sie neu bearbeitet. Das auf dem alten Epos beruhende religiös-philosophische Hindigedicht *Râmshcharitmanâs*, von dem berühmten *Tulsi Dâs* um 1631 verfasst, ist für Millionen von Indern geradezu ein Evangelium geworden. Ob die über fast ganz Indien verbreitete Verehrung des Affenkönigs Hanumân als einer Lokalgottheit, und die Affenverehrung überhaupt auf die Volkstümlichkeit des Râmâyana zurückzuführen ist, oder ob umgekehrt die hervorragende Rolle, welche die Affen in der Râmasage spielen, aus einem älteren Affenkultus erklärt werden muss, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, dass ein steinernes Bild des Affenkönigs Hanumân in keinem grösseren Dorfe Indiens fehlt, und dass es in den meisten Tempeln von Affen wimmelt, die mit grosser Schonung und Liebe behandelt werden.

Das „Râmaspiel“ ist eine der populärsten Dramatisierungen des grossen Volksepos Râmâyana und wird in fast allen Landessprachen vom Norden bis zum Süden Indiens szenisch dargestellt. Die Namen Râma und Sitâ sind gleichbedeutend mit Wahrheit, Heldenmut, Tugend und Gattentreue. Bemerken muss ich, dass in jener Nacht nicht das ganze Schauspiel gegeben wurde; das Stück ist in sieben Akte eingeteilt, und bei jener Gelegenheit wurde nur der letzte Akt gespielt. Ein Eintrittsgeld wurde nicht erhoben; der reichste Landedelmann, der kastenstolze Brahmane und der niedrigste Pariah waren zugegen; die Honoratioren unter den Zuschauern sassen ganz in der Nähe der Schauspieler. Keine Absperrungsmassregeln waren getroffen worden, ebenso war weder eine künstliche Bühne, noch

ein gemalter Vorhang vorhanden; ein weisses Leintuch erfüllte diesen Zweck. Das Spiel begann um 10 Uhr. Das weisse Laken wurde entfernt und die handelnden Personen erschienen auf der Naturbühne mit bemalten Gesichtern, in glitzernde Juwelen und Gewänder gehüllt. Zuerst wurde ein kleiner Abschnitt des letzten Aktes aufgeführt, dann sah man viele Dinge, die mit dem eigentlichen Schauspiel nichts zu tun hatten. Witzige Bemerkungen wurden gemacht, von mimischen Darstellungen begleitete Tänze aufgeführt und Lieder gesungen; darauf erzählte der Possenreisser zuweilen einige amüsante Geschichten. Die Austeilung von Geschenken bildete ebenfalls einen Teil des Programmes. Jeder wohlhabende Dörfler rief den Possenreisser herbei und legte einige Geldstücke in seine Hand. Derselbe ging sofort an seinen Platz und rief mit lauter Stimme den Namen des Spenders und seines Dorfes, sowie alle näheren Einzelheiten über denselben aus und bemerkte zum Schlusse, dass ein grossartiges Geschenk verabreicht worden sei. Der Betrag war in vielen Fällen nicht mehr als zwei Annas oder ungefähr 30 Rappen. Dieses Intermezzo nahm einige Zeit in Anspruch, dann wurde wieder eine kleine Fortsetzung des Dramas gespielt. Erzählungen, die in keiner Verbindung mit dem Schauspiel standen, wurden wieder zum besten gegeben, Lieder gesungen, Reigentänze aufgeführt und Geschenke ausgeteilt, die aber dieses Mal meistens aus alten Kleidern bestanden. Derartig entwickelte sich der Verlauf der Dinge, bis es morgens sechs Uhr war, um welche Zeit das Spiel beendigt wurde, und die Leute zu ihren Behausungen zurückkehrten. —

Aus dem Gesagten ersieht man, dass die Veranstaltungen, welche die Dörfler treffen, wenn immer sie eine theatralische Vorstellung inszenieren, sehr einfacher Natur sind und wenig oder gar kein Geld kosten; aber das Gefühl des Befriedigtseins ist keineswegs weniger stark. Während der Vorgänge in der ganzen langen Nacht konnte ich sorgfältigst beobachten, wie diesen einfachen Bauersleuten das Spiel ans Herz gewachsen war; sie vertieften sich so ganz in den Geist des Dramas, dass bei der Schilderung von Râmas und Sitâs Leiden das Schluchzen der Menge die Schauspieler unterbrach, und Râmas endlicher Sieg und Königskrönung mit frohen Jubelrufen begrüsst ward. Trotz alledem sind die Schauspieler in der indischen Gesellschaft nicht besonders hoch geachtet. Ihr Honorar ist gering, so gering, dass eine ganze Truppe nicht mehr als zehn Franken

für die Nacht erhält. Alles in allem genommen, wird die Schauspielerei in diesem Lande als eine niedrige Beschäftigung angesehen.

### XIII.

Eines Morgens im Monat Januar entstand im Dorfe Kelambakam eine ungewöhnliche Erregung; der *Pongal*, das Nationalfest der Hindus, das denselben ebenso wichtig ist wie Weihnachten den Christen, wurde an diesem Tage gefeiert. Schon einige Tage vorher waren die Bewohner des Dorfes, sowohl männliche wie weibliche, damit beschäftigt gewesen, Vorbereitungen für die kommende Festzeit zu treffen. Beschädigungen, die durch den jüngsten Monsunregen entstanden waren, wurden gehörig ausgebessert; die Frauen waren bis zum vorhergehenden Tage eifrig bemüht, die Lehmmauern der Wohnhäuser weiss zu tünchen, und die Männer beeilten sich, einen Teil der Getreideernte heimzubringen, den Reis zu enthülsen und alles für das wichtige Fest bereit zu halten. Neue Gesichter wurden zu dieser Zeit im Dorfe gesehen; junge Männer, die Mädchen aus Kelambakam geheiratet hatten, kamen beizeiten an, um das Fest in den Wohnhäusern ihrer Schwiegerväter zu feiern. Am Morgen des Festtages standen die Frauen sehr früh auf und waren eifrigst mit allerlei Arbeiten beschäftigt. Einige reinigten den Stubenboden mit einer Kuhdunglösung und zeichneten seltsame Figuren mit feingemahlenem Kalk auf denselben; andere kehrten die flachen Dächer der Häuser und scheuerten alle Töpfe, andere wiederum bestrichen die Türpfosten mit Safran und rotem Pulver, genannt *Kunkumam*, und befestigten Guirlanden aus Mangoblättern über die Türsimen. Man sah kleine Mädchen auf den Strassen Ballen von Kuhdung in verschiedene Formen pressen und dieselben mit Kürbisblüten schmücken. Der Töpfer war der am meisten beschäftigte Mann des Dorfes, und Töpfe verschiedener Formen und Grössen wurden von den Frauen aus seiner Behausung geholt. Geschenke von Früchten und Gemüse wurden zwischen den Leuten von Kelambakam und denen der Nachbardörfer ausgetauscht. Der Hauspriester (purohit) *Râmanudscha Tscharriar* stand früher als gewöhnlich auf und, nachdem er seine Morgenwaschungen beendet, suchte er jede einzelne Haushaltung auf und teilte deren Mitgliedern die günstigste

Zeit mit, zu der die Töpfe an diesem Tage aufs Feuer gesetzt werden müssen, und die Leute hörten mit grossem Eifer und Aufmerksamkeit auf jedes seiner Worte. Das Dorf bot den Anblick geschäftigen und munteren Treibens; alle Werktagsarbeit hatte aufgehört, und überall herrschte Festtagsstimmung und laute Freude.

Nach der Anschauung der Hindus zerfällt das Jahr in zwei gleiche Teile; die erste Hälfte nimmt ihren Anfang im Januar, und die zweite, die im Juli beginnt, dauert bis zum Dezember. Die zweite Hälfte gehört den *Asuras* oder bösen Geistern, und wird deshalb als eine für die Menschen sehr ungünstige Zeit gehalten. Alles trägt während dieser Periode einen düsteren Anstrich, und die Leute denken nicht an Vergnügungen. Dann kommen die grössten Mühsale und Sorgen; denn während der Regenzeit dürfen die Bauern an nichts anderes denken als an ihre Felder und deren Bebauung. Die erste Hälfte des Jahres dagegen gehört, wie man allgemein glaubt, den *Devas* oder Göttern; dann finden Festlichkeiten statt und überall herrscht Fröhlichkeit. Zu dieser Jahreszeit werden auch die Hochzeiten gefeiert und Feste in den Tempeln zu Ehren der indischen Gottheiten veranstaltet. Das Pongalfest wird am ersten Tage dieser freudigen Hälfte des Jahres gefeiert, ungefähr in der zweiten Woche des Monats Januar. Der dem Feste unterliegende Gedanke besteht darin, dass, ehe das Getreide eingeerntet und für den menschlichen Genuss zubereitet wird, ein Teil davon zu Tafelreis hergerichtet, gekocht und der Sonne und dem *Indra* geopfert werden soll. Indra ist nämlich der Regengott, und die Bauersleute werden ermahnt, jenen Gott an diesem Tage zu verehren und ihm auf diese Weise ihre Dankbarkeit zu erzeigen, weil er den Regen zur rechten Zeit geschickt hat. Dies ist die althergebrachte Sitte seit unvordenklichen Zeiten, obwohl einstmals Krischna, als er seine Jugendzeit bei den Hirten von Ayarpadi zubrachte, dieselben bat, kein Fest zu Ehren Indras zu veranstalten. „Indra schickt den Regen zum Besten der Landleute, die ihre Felder bebauen. Der Regen nützt uns nichts; wir sind walddurchwandernde Hirten, die stets vom Reichtum der Kühe leben. Unsere Gottheit sind die Kühe, die uns mit Milch versorgen, ebenso die Berge und Wälder, die uns Gras und verschiedene Arten Kräuter spenden, an denen unsere Kühe sich sättigen.“ Mit solchen Reden fordert Krischna die Hirten auf, statt der Indrafeier den Kühen, Bergen und Wäldern Reisopfer

darzubringen, was diese auch tun. Darüber ist Indra so erzürnt, dass er ein furchtbares Unwetter herabsendet, aber der Gott Krischna hebt den Berg *Gobardhan* in die Höhe und hält ihn wie einen Regenschirm über die Hirten und ihre Herden, sodass diese völlig geschützt sind. Nach sieben Tagen strömenden Regens hört das Unwetter endlich auf. Krischna stellt den Berg wieder auf seinen Platz zurück und Indra erkennt demütig in Krischna den erhabenen Gott Wischnu an. Hierauf spricht Krischna: „Indra! Ich beabsichtigte keineswegs in deine Rechte einzugreifen, ich wollte dich nur wegen deines Stolzes bestrafen und dir eine Lektion erteilen. Es genügt mir, dass du jetzt gedemütigt bist; fernerhin sollen die Landleute dich am ersten Tage des Jahres verehren, wie es seither Sitte war, aber zur Erinnerung an dieses Ereignis sollen sie am folgenden Tage Reis kochen und ihren Kühen opfern.“ Dies ist der Ursprung des Pongalfestes am zweiten Tage, genannt „Kuh-Pongal“ — *pongal* bedeutet nämlich ursprünglich „Kochen“.

Dementsprechend wurde an diesem Tage im offenen Raume innerhalb eines jeden Hauses in Kelambakam eine Anzahl ungeheuer grosser Töpfe, drei oder fünf, je nach Bedürfnis, auf das Feuer in einer geraden Linie gesetzt und zwar zu der Zeit, die der Hauspriester Râmanudscha Tscharriar angegeben hatte. Eine gehörige Quantität Reis nebst dem zum Kochen nötigen Wasser wurde in jeden Topf getan und etwas Milch dazu geschüttet. Das Kochen des Reises wurde mit ängstlichen Mienen verfolgt und, als das Wasser zu sieden begann, riefen die jüngsten Mitglieder eines jeden Haushaltes zu verschiedenen Malen laut das Wort: „pongal“. Der Ruf ertönte fast zu gleicher Zeit in jedem Hause des Dorfes, woraus man schliessen kann, dass alle Hausfrauen ohne Ausnahme genau nach den Vorschriften gehandelt hatten, die ihnen von ihrem ehrwürdigen Purohit bezüglich der glückverheissenden Stunde gegeben worden waren, in der sie die Reistöpfe auf das Feuer stellen sollten. Sobald der Reis gar gekocht war, wurden die Töpfe sorgfältig von den Feuerherden abgehoben und an einem sicheren Ort verwahrt. Eine Hand voll gekochten Reises wurde dann aus jedem Topfe entnommen und vermischt mit *ghi* (geklärter Butter), Zucker und Früchten, der Sonne geopfert; hierauf wurden Kokosnüsse entzwei- gebrochen und Kampfer angezündet. Alsdann warfen sich sämtliche Familienglieder vor der Sonne auf die Kniee und verehrten sie.

Hierauf setzten sich die männlichen Hausgenossen in zwei Reihen in der Halle des Hauses auf den Boden zur Hauptmahlzeit nieder. Bananenblätter wurden zuerst hingelegt und darauf eine Anzahl Gemüsegerichte serviert; diese wurden auf den Rand der Blätter gebracht und der Reis in der Mitte aufgetischt. Der Ehrenplatz in der Speisehalle wurde den Schwiegersöhnen eingeräumt. Etwas Reis wurde zuerst mit *dhal* (einem roten Linsengericht) und *ghi* gemischt und dann gegessen; dann wurde ein wenig Reis mit Gemüsebrühe genossen, hierauf folgte der dritte Gang, indem der noch übrige Reis mit Pfefferwasser verzehrt wurde. Ein frischer Vorrat von Reis wurde nun gereicht, der mit Buttermilch gegessen wurde; zwischen dem dritten und vierten Gang wurden Biskuits und süsse Getränke verabreicht. So endete das Mittagessen am ersten Festtage des Pongal, für die Bauern ein frugales Festmahl. Hierauf nahmen die Männer Betel und Arecanüsse und, nachdem sie ihre Oberkörper mit kühlendem Sandelpulver eingerieben hatten, hielten sie ihre Siesta. Dann erst sassen die Frauen zum Essen nieder und zu allerletzt wurden die Diener in den Häusern ihrer Herren gespeist.

Am Morgen des zweiten Tages wurde das Kuh-Pongalfest gefeiert. Wie am vorhergehenden Tage wurde wieder Reis gekocht, wenn auch nicht in so grossen Quantitäten; an diesem Tage jedoch wurde er den Kühen gegeben. Die Herde wurde nicht aus dem Dorfe auf die Weide getrieben, sondern sie wurde zum Tempelteich geführt und dort tüchtig gewaschen. Die Hörner der Kühe und Stiere wurden bemalt und ihre Häse mit Blumenguirlanden und Laubkränzen geschmückt, und dann wurden die Tiere in feierlicher Prozession durch die Strassen des Dorfes unter den Klängen der Musik und Tamtamschlägen geleitet. Hierauf begann eine Reihe von Festlichkeiten. Die Leute verlassen ihre Wohnungen und besuchen sich gegenseitig. Es scheint, dass, als Indra wegen der Vernachlässigung seiner althergebrachten Verehrung, die Leute durch gewaltige Regengüsse züchtigte, sie sich damals nicht im Freien bewegen konnten. Sie waren deshalb in ihren Häusern einige Tage eingeschlossen und, als der Regen nachliess, liefen sie in allen Richtungen umher, sich ängstlich bei ihren Freunden und Verwandten erkundigend, wie sie wohl das furchtbare Unwetter überstanden hätten. Zur Erinnerung an dieses Ereignis gingen die Dörfler umher, und erkundigten sich nach dem beiderseitigen Wohlergehen.

Sobald zwei Personen sich trafen, war die erste Frage: „Hat die Milch gekocht?“ Dann wurden einige Komplimente und vertrauliche Erkundigungen ausgetauscht und zum Zeichen gegenseitigen guten Willens Betel und Nüsse angeboten. Diese wechselseitigen Besuche dauerten einige Tage. Die Pariahs und die dienstbaren Geister des Dorfes belustigten sich ebenfalls an diesen festlichen Anlässen. Einige verkleideten sich als *bairagîs* (wandernde Bettler aus dem Norden Indiens) und andere als *pandarams* (berufsmässige Bettler), die religiöse Lieder absingen. Deren Nachahmungstalente wurden von den Dörflern viel bewundert und belobt, indem sie ihnen Geschenke verabreichten. Die Tempeltänzerinnen besuchten ebenfalls alle Häuser des Dorfes unter Begleitung einer Musikbande und nach erfolgtem Tanz und Gesang empfangen sie gleichfalls Geschenke. Junge Mädchen des *Partscherry* (der Pariahansiedelung), ungefähr zehn oder zwölf an der Zahl und geführt von einer älteren Frau, wanderten, Wechselgesänge singend, umher. Die Mädchen bildeten einen Kreis um irgend einen Gegenstand, gingen verschiedene Male um denselben herum, Lieder singend und in die Hände klatschend. Neue Kleider wurden für das Fest gekauft und zum ersten Male bei dieser wichtigen Gelegenheit getragen. Die Schwiegersöhne, die zur Feier des Festes ins Dorf gekommen waren, erhielten wertvolle Kleider, ebenso deren Frauen; beim Empfang der Geschenke fielen sie ihren Schwiegervätern und -müttern zu Füssen zum Zeichen der Dankbarkeit und Hochachtung. Die jungen Familienglieder warfen sich ebenfalls zu den Füssen der Aeltern und empfangen deren Segen.

Ueber all dem Festjubiläum wurde die Tempelgottheit nicht vergessen; ein Tag war festgesetzt worden, um ein Fest im Tempel zu feiern. Frühmorgens, ungefähr um 5 Uhr, wurden einige Raketen abgefeuert, um den Dörflern den Beginn des Tempelfestes anzuzeigen. Sobald die Leute den Knall der Raketen hörten, standen sie auf, badeten, bemalten ihre Stirne mit den gebräuchlichsten Sektenabzeichen und legten Kokosnüsse, Früchte, Blumen und Kampfer bereit. Das Tempelidol wurde auf einen geschmückten Wagen plaziert und durch die Strassen des Dorfes geführt; es hielt vor jedem Hause und die Insassen desselben ergriffen die Kokosnüsse, Früchte, Blumen und Kampfer, traten aus demselben heraus und verehrten den Gott. Gegen 8 Uhr wurde das Idol auf den Gipfel einer benachbarten An-

höhe gebracht, auf der sich eine sehr alte Tempelhalle (*mandapam*) aus zierlich bearbeiteten Granitsteinen befindet. Die Anhöhe, die ungefähr  $2\frac{1}{2}$  km von Kelambakam entfernt liegt und sich nach dem Ufer des Palarflusses hin absenkt, ist ungefähr 250 m hoch. Eine Flucht von Steinfliesen, etwa 4 Meter breit, führt von der Ebene zur Tempelhalle auf der Anhöhe; der Hügel heisst im Volksmunde *Ammāmalai*, wörtlich „Mutterhöhe“, weil der Tempel der grossen Mutter *Parvatī*, der Gemahlin des Gottes Schiwa, geweiht ist. Hier wurde das Idol des Dorftempels während des Tages in Rosenwasser, Milch und Molken usw. gebadet und am Abend auf einen Wagen gestellt, der reichlich mit Blumen und Juwelen geschmückt war. Der Anblick hier oben auf der Höhe war wirklich grossartig; man sah Tausende von festlich gekleideten Gläubigen, die unten geduldig warteten, um einen flüchtigen Blick ihres Gottes zu erhaschen, sobald er die Tempelhalle verliess. Der Lauf des Palarflusses war meilenweit sichtbar und ringsum lagen lachende Felder und heimelige Dörfer. Nicht weniger imposant war das Schauspiel von unten, das sich den Zuschauern darbot, als das Idol von der Anhöhe heruntergebracht wurde. Der Schein zahlreicher Fackeln und bläulicher Flammen, der sich mit dem Glanze der sinkenden Sonne und des aufgehenden Mondes vermischte und sowohl auf die Brahmanen fiel, die heilige Wedalieder hersagten, als auch auf die Tausende einfacher Bauern in ihren Festtagskleidern, die dichtgedrängt längs der Flucht der Steintreppen von der Anhöhe herab bis zum Fusse des Hügel stand, verlieh der Szene eine solche Schönheit und Reiz, dass man sie selbst gesehen haben muss, um sich einen Begriff davon zu machen. Solch eine Szene wäre ein würdiges Objekt für einen Dichter oder Maler. Mitten in dieser ausserordentlich grossen Menge sah man Verkäufer von Spielwaren, berufsmässige Märchenerzähler, Jongleure und Akrobaten, Bettler mit Fackeln in ihren Händen und die Mitglieder einer religiösen Bruderschaft, die alle gleich gekleidet waren und Hymnen zum Lobe ihres Gottes sangen.

Mitten im Dorfe in einer niedlich gebauten Halle, die an allen Seiten von einem Blumengarten umgeben ist, befindet sich das Versammlungslokal dieser religiösen Bruderschaft, im Tamil *Badschanakutam* genannt. Ueber dem Eingangstor ist das Dreizackemblem der *Waischnawa* Sekte nebst den Figuren des mythischen Vogels *Garuda* und *Hanumān* zu dessen beiden Seiten gemalt. Im Innern

hängen überall an den Wänden Bilder, welche die verschiedenen Inkarnationen Wischnus darstellen, und auf dem Boden liegen die verschiedensten Musikinstrumente durcheinander. In dieser Halle, die dem Gotte Wischnu geweiht ist, versammeln sich die Mitglieder dieser religiösen Genossenschaft regelmässig zum Gottesdienste. Der Tag, an dem das Tempelidol auf die „Mutterhöhe“ gebracht wurde, war für die Mitglieder dieser Bruderschaft ein Galatag. Alle Mitglieder waren bei dieser Gelegenheit zugegen; sie waren alle gleich gekleidet, ihre Oberkörper reichlich mit Sandelpulver eingerieben und ihre Locken mit Blumen verziert. Der Vorsteher der Genossenschaft, der intelligenteste von allen, trug auf seiner rechten Schulter ein eigenartiges Musikinstrument. Auf geschickte Weise fuhr er mit den Fingerspitzen der rechten Hand über die Stahlsaiten des Instrumentes, während er in seiner linken Hand zwei kleine Holzstäbe hatte, an denen Eisenringe und Glöckchen befestigt waren. Der Laut, der durch das Aneinanderschlagen der beiden Holzstäbe hervorgebracht wurde, vermischt mit dem Klingen der Glöckchen, brachte einen ganz eigentümlichen Effekt hervor. Dieser Musiker hatte überdies Glöckchengürtel um seine Lenden und Schenkel gebunden; so aufgeputzt, sang er mit lauter Stimme und tanzte, mit seinen beiden Händen vollauf beschäftigt, verschiedene Reigentänze. Ein anderes Mitglied schlug die Trommel, während ein drittes auf einer Art Geige spielte; zwei oder drei hatten kleine ringförmige Metallinstrumente, die beim Zusammenschlagen scharfe, schrille Töne hervorbrachten. Zur Begleitung dieser Musikinstrumente sangen die Mitglieder der Bruderschaft heilige Lieder, während sie dem Idol in feierlicher Prozession folgten. Hunderte von Menschen umstanden die Sänger und schienen ganz in den Geist der heiligen Gesänge vertieft zu sein. Ihr Antlitz strahlte vor Freude, einige tanzten sogar und klatschten in die Hände. Im folgenden gebe ich eine wörtliche Uebersetzung eines der Lieder, die bei dieser Gelegenheit gesungen wurden, und den Glauben an Einen, ausser uns bestehenden, persönlichen Gott lehren, in der Hingabe an welchen mit all unserm Tun und Denken wir die höchste Seligkeit finden:

„Die, welche ihren Geist in mich vertiefen und mich in beständiger Hingebung verehren, erfüllt von dem höchsten Glauben, diese sind es, welche ich für die mir am meisten Hingegebenen erachte.

Die hingegen, welche das Unvergängliche, Unausprechliche, Unoffenbare verehren, das Allgegenwärtige und Unausdenkbare, das

Allerhöchste, das Unwandelbare, Feste, indem sie die Schar der Sinnesorgane bändigen und auf alle Dinge mit Gleichmut blicken, auch diese, an dem Wohlsein aller Wesen sich Freuenden, gelangen sicherlich zu mir.

Aber grösser ist die Mühe derer, welche ihren Geist an das Unoffenbare anhängen, denn nur schwer ist der unoffenbare Weg für die Verkörperten zu erlangen.

Die aber, welche alle ihre Werke auf mich werfen und mich für das Höchste erachten, mit einer auf nichts anderes gerichteten Hingebung über mich meditieren, mich verehren, für diese, die ihren Geist in mich versenken, werde ich alsbald zum Erretter aus dem Ozean des Todes und der Seelenwanderung.

Mir also gib deinen Sinn hin, in mich vertiefe deinen Geist, so wirst du bei mir Wohnung nehmen nach diesem Dasein, daran ist kein Zweifel.

Kannst du aber dein Denken nicht dauernd in mich versenken, dann suche mich wenigstens durch Hingebung an die Uebung zu erreichen.

Bist du aber auch zu dieser Uebung nicht fähig, so halte dich an die mir geweihten Werke; denn auch wenn du um meinetwillen die Werke vollbringst, wirst du die Vollendung erreichen.

Bist du aber auch dieses zu tun und in der Hingebung an mich zu leben nicht imstande, so bezwinde deinen Geist und leiste wenigstens Verzicht auf die Frucht aller Werke; denn höher als die Uebung steht das Erkennen, höher als das Erkennen die Meditation, höher als die Meditation die Entsagung in betreff des Lohnes der Werke, und der Entsagung folgt der Friede auf dem Fusse.

Wer gegen alle Wesen ohne Hass, freundschaftlich gesinnt und mitleidsvoll ist, frei von Selbstsucht und Ichbewusstsein, gleichmütig in Lust und Leid, geduldig, zufrieden, immer hingegeben, bezähmten Selbstes und festen Entschlusses auf mich gerichtet mit Sinn und Geist, der ist mein Freund.

Von dem die Menschen nicht beunruhigt werden und wer von den Menschen nicht beunruhigt wird, wer frei von den Beunruhigungen der Freude, des Verdrusses und der Furcht ist, der ist mein Freund.

Wer, ohne die Welt zu beachten, rein, tüchtig, gleichgesinnt, frei von Erregung, auf alle Nebenzwecke verzichtend, sich mir hingibt, der ist mein Freund.

Wer sich nicht freut und nicht hasst, nicht trauert und nicht begehrt, und verzichtend auf Angenehmes und Unangenehmes voll Hingebung ist, der ist mein Freund.

Wer gleichgesinnt ist gegen Feind und Freund, gegen Ehre und Schande, gegen Hitze und Kälte, gegen Lust und Schmerz, frei von Anhänglichkeit, wer gleichmütig ist bei Tadel und bei Lob, still, zufrieden mit allem wie es kommt, heimatlos, festen Glaubens und voll Hingebung, der ist mein Freund.

Die aber, welche diese heilige, von mir mitgeteilte Ambrosia verehren und im Glauben mir anhängen und huldigen, die sind vor allem meine Freunde.“

Die Mitglieder dieser religiösen Bruderschaft ehren und achten einander sehr hoch; wenn zwei Mitbrüder einander auf der Strasse sich begegnen, dann fallen sie sich gegenseitig zu Füßen und wechseln miteinander freundschaftliche Worte. Zuweilen benutzen sie im gegenseitigen Verkehr eine nur ihnen verständliche Geheimsprache, im Tamil *Paribhâschâ* genannt.

#### XIV.

In den vorhergehenden Kapiteln habe ich versucht, meinen Lesern ein wahrheitsgetreues Bild des Lebens und Treibens in einem indischen Dorfe zu entwerfen; es hängen aber damit noch manche andere Dinge zusammen, über die ausführlich berichtet werden könnte, wie z. B. die Sportbelustigungen und Spiele, die von den Dörflern fast täglich veranstaltet werden, ebenso die Hochzeitsfeierlichkeiten und Bestattungszeremonien, die jedoch nicht allein auf die Dörfer beschränkt sind. Es könnten auch die ländlichen *Pantschayats* oder Fünfergerichte erwähnt werden. Es wurden nämlich in alten Zeiten alle Streitigkeiten betreffs Eigentum- und Kastendifferenzen oder Vergehen gegen die Gesellschaftsmoral durch die *Pantschayats* geschlichtet, d. h. durch ein Gericht, das aus fünf der angesehensten Dorfbewohnern zusammengesetzt war. Eine eingehende Schilderung dieser uralten und nützlichen Institution, die jedoch heute beinahe völlig ausser Gebrauch gekommen ist, würde indessen in einer Abhandlung nicht am rechten Ort sein, die nur eine Uebersicht über das Dorfleben geben will, wie es sich gerade in der Jetztzeit abwickelt. Ich hoffe, ich habe meine Skizzen über südindisches Dorfleben in genügender Voll-

ständigkeit gegeben, um bei meinen Lesern ein tiefer gehendes Interesse an dem Wohlergehen jener hartarbeitenden Bevölkerung zu erwecken, die in der grössten Kolonie des britischen Weltreiches beinahe die Mehrheit des Volkes bildet. Bevor ich jedoch diese Serie schliesse, möchte ich noch einige, wenige Betrachtungen über die eigentümlichsten Charakterzüge des indischen Dorflebens anstellen. Die erste charakteristische Eigentümlichkeit ist die ausserordentlich hohe Bedeutung, die der Religion im Leben zukommt; alles andere tritt vor diesem höchst wichtigen Ausblick des Hindu-Lebens in den Hintergrund. In der Religion lebt, webt und bewegt sich der Hindu; alle seine Gedanken, Worte, Werke, täglichen Beschäftigungen, seine Hochzeits- und Bestattungsfeierlichkeiten sind von der Religion durchtränkt. Der den Hindu völlig absorbierende Gedanke konzentriert sich in der Frage: wie befreie ich mich von künftigen Wiederverkörperungen und wie erlange ich die ewige Ruhe. Wir haben gesehen, wie in den dramatischen Aufführungen Götter eingeführt werden, um einen wahrheitsliebenden und ehrenhaften Menschen zu segnen, wie Tiere dressiert werden, um die Rollen von Râma, Lakschman und Sitâ zu spielen, und wie in den volkstümlichen Erzählungen, die in den indischen Häusern vorgetragen werden, das religiöse Element die Hauptrolle spielt. Wir sehen demnach, dass die Religion die Grundlage aller Hindu-Angelegenheiten bildet. Selbst der ganze Aufbau eines indischen Dorfes bezeugt diese Tatsache; zuerst wird ein Tempel gebaut und der zu verehrenden Gottheit geweiht, und rings um diesen Tempel erhebt sich dann in kurzer Zeit ein Dorf. Es ist eine höchst seltene Erscheinung in Indien, wenigstens in Südindien, dass man ein Dorf ohne Tempel findet. Der fromme Hindu wird sich niemals in einem Dorfe ansiedeln, in dem sich kein Tempel befindet, und in dem er keine Gelegenheit hat, sich religiöses Verdienst zu erwerben. Die alt-indischen Fürsten waren bei der Anlage eines neuen Dorfes immer darum besorgt, in der Mitte desselben einen Tempel zu errichten und denselben mit reichen Schenkungen zu bedenken. Es existiert auch in jedem indischen Dorfe ein kleiner Tempel, erbaut zu Ehren der Dorfschutzgöttin (*grâmadevatâ*) von der man allgemein glaubt, dass sie das Dorf vor allen Arten pestilenzialischen Krankheiten bewahrt. Ich habe eine Beschreibung von Angalammal, der Schutzgöttin von Kelambakam, sowie von den Untaten ihres Tempelpriesters gegeben, woraus meine Leser ersehen

konnten, wie die niederen Volksklassen diesen Tempel aufsuchen und Fleisch, Spirituosen und andere Dinge mit sich bringen. Diese unter den Hindus vorherrschende Sitte, Götter und Göttinnen zu verehren, von denen man glaubt, dass sie über Seuchen und böse Geister Gewalt haben, scheint ein Ueberbleibsel der präarischen Vorzeiten zu sein, und die sich wegen der Einfalt des Hindu und seiner natürlichen Ehrfurcht vor allem, was die Religion betrifft, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Aus diesem Grunde allein finden wir, dass sich hauptsächlich diese niedrige Form der Religion unter den niederen Volksklassen breit macht, selbst nach Einführung der reineren und höherstehenden Religion der Brahmanen. Wir haben aber auch gesehen, dass die Dorfkonstitution für diese höhere Art der Religion Sorge trägt, indem sie Landschenkungen für die geziemende Durchführung der Götterverehrung in den Tempeln vorsieht. Den Tempeldienern und dem antierenden Brahmanen (Purohit), die für die religiösen Bedürfnisse der Dörfler sorgen, werden Ländereien für ihren eigenen Bedarf zur Verfügung gestellt, deren Umfang viel grösser ist, als der Komplex der Felder, die den anderen Amtspersonen der Dorfgemeinde überlassen werden; daraus geht klar hervor, dass die Religion den Bauern von höchster Bedeutung ist.

Ein zweiter bemerkenswerter Charakterzug des indischen Dorflebens ist das Verlangen seitens der Bewohner, sich Wasserkomfort zu sichern. Das Dorf Kelambakam liegt, wie wir gesehen haben, an den Ufern des Palarflusses. Grosse Städte und Dörfer werden in Indien in der Regel an den Ufern der Ströme und Flüsse gebaut, oder wo immer ein reichlicher Vorrat an Wasser vorhanden ist. In Kelambakam befindet sich auch ein grosser, künstlicher See, und alle Dörfer, die nicht von Flüssen und Kanälen durchzogen werden, besitzen Teiche und Weiher, die genügend Wasser enthalten, um die Felder während sechs Monaten im Jahre zu bewässern. In den meisten Dörfern sind auch Teiche kleineren Umfanges in der Nähe des Haupttempels, niedlich aus behauenen Steinen erbaut, zu denen sich die weiblichen und männlichen Dorfbewohner jeden Morgen zum Baden begeben. Wasser ist für den indischen Bauer von höchster Wichtigkeit und bildet in der Tat für ihn einen Hauptanziehungspunkt zwecks Ansiedelung in einem Dorfe. In Tropenländern und in einer Gegend wie Indien, woselbst der Ackerbau die Hauptbeschäftigung des Volkes bildet, ist reichliches Wasser unbedingt notwendig. Der Hindu be-

darf dessen auch für seine täglichen Zeremonien, denn tägliche Waschungen sind eine religiöse Vorschrift. Kein Wunder daher, dass der Hindu alles andere für den Wasserkomfort aufopfert. Wenn zwei Hindus sich treffen und sich gegenseitig nach ihrer Gesundheit erkundigen, ist die erste Frage, die sie stellen, ob das betreffende Dorf mit Regen gesegnet worden ist. Ferner, wenn zwei Fremde sich begegnen und von den relativen Schönheiten und Vorzügen ihrer diesbezüglichen Dörfer reden, so wird rückhaltslos die Palme demjenigen Dorfe zuerkannt, das sich der grössten Wasserfülle oder *dschalavukyam* rühmen kann. An Brunnen, Teichen und künstlichen Seen finden sich Frauen und Männer zusammen, und verbreiten daselbst alle Arten von Gerüchten; an diesen öffentlichen Orten kann man alle Dorfneuigkeiten erfahren. — Die dritte charakteristische Eigentümlichkeit ist das wechselseitige Arbeitssystem, das hier zu Lande zur höchsten Vollendung gebracht wurde und noch heute mit Erfolg ausgeübt wird. Wir sind in unseren modernen Zeiten daran gewöhnt, Geld als Hilfsmittel zur Befriedigung all unserer Bedürfnisse zu gebrauchen; aber in den indischen Dörfern ist seit unvordenklichen Zeiten das gegenseitige Arbeitssystem die Praxis gewesen. Der Barbier bedient den Wagner als Gegenleistung für die Dienste, die derselbe ihm getan, indem er für ihn Pflüge und andere nötige Geräte aus Holz verfertigte. Als Gegenleistung für Stemmeisen, Sicheln und Spaten, die der Grobschmied liefert, stellt der Töpfer Kochgeschirre, Töpfe zum Aufbewahren des Getreides und andere Gegenstände für den Hausgebrauch her. Der Wäscher reinigt die Kleider des Physikus (*waidya*) anstatt Bezahlung für ärztliche Behandlung. Dieses System befördert keinesfalls den edlen Wettstreit unter den ländlichen Handwerkern, und das Resultat davon ist, dass dieselben noch nicht einen sehr hohen Grad der Geschicklichkeit in ihren Arbeiten erreicht haben. Dies ist ein Nachteil des Systems der gegenseitigen Arbeitsleistung, und es sind noch andere vorhanden; aber im grossen und ganzen entspricht es ganz wohl den Verhältnissen und Umständen Indiens. Noch ein anderer interessanter Gesichtspunkt ist der, dass jedes Dorf einen kleinen Staat in sich selbst bildet mit seinem König in der Person des Dorfvorstehers und seinem Finanzminister in der Person des Rechners (*Karana*) u. s. w. Da ist Einheit und Vollständigkeit selbst in kleinen Dingen, und der geringste Dorfbewohner wird auf diese Weise in

der Regierungskunst herangebildet; denn was ist ein Hindu-Königreich anders als ein Konglomerat von kleinen Königreichen, die genau auf den Prinzipien aufgebaut sind, welche die grösseren Königreiche beherrschen?

Die Hauptcharakterzüge der indischen Bauern sind Einfachheit, Zufriedenheit und harte Arbeitsgewohnheiten. In Bezug auf Kleidung, Essen und viele andere Dinge sind sie äusserst einfach. Sie sind keineswegs töricht, und vergeuden ihr Geld nicht an Frivolitäten des Lebens; obwohl es wahr ist, dass die Hindus im allgemeinen für Juwelen und Schmucksachen eine schwache Seite haben, so kann man jedoch diesen Vorwurf gegen die Bauern nicht erheben. Sie sind ungemein anspruchslos und zufrieden und haben keine hohen Ambitionen; wenn sie hinreichenden Regen erhalten und dadurch imstande sind, genügend Feldfrüchte für ein Jahr zu erzielen, so sind sie vollständig beruhigt. Sie arbeiten sehr hart und denken an nichts anderes als an ihre Arbeit. Sie arbeiten, wenn es zu arbeiten gilt, sie amüsieren sich, wenn keine Arbeit gerade vorhanden ist und geniessen dann die Freuden des Lebens nach Herzenslust. Wenn in Europa Rezitationen veranstaltet werden von Männern, welche die Kunst der Beredsamkeit bis zur höchsten Vollkommenheit studiert haben, so hat der einfache indische Bauer seine Dorfbarthen, die ihm interessante, uralte Heldengesänge um eine Hand voll Reis vortragen. Wenn das zivilisierte Europa sich rühmen kann trefflich geschulter Pferde und anderer intelligenter Tiere, der Akrobaten, die ausserordentliche gymnastische Uebungen vorführen, und der Jongleure, die wunderbare Zauberkünste vollbringen, so hat der indische Bauer seine Jongleure und Akrobaten, seine Schlangenbeschwörer und Tierbändiger, die bereit sind, ihre Künste um ein kleines Entgelt zu zeigen. Wenn in andern Ländern Opernhäuser, Theater und ähnliche öffentliche Vergnügungsplätze mit ungeheurem Kostenaufwand unterhalten werden, so hat der arme indische Bauer seine ländliche Schauspielertruppe, die ihn um den geringen Preis von zehn Franken die ganze Nacht hindurch unterhält und belehrt. Und wenn in fremden Gegenden Gottesgelehrte die Herzen ihrer Zuhörer durch das Feuer ihrer Beredsamkeit entflammen, so haben die Dörfler ihre Prediger, die über die volkstümlichen Geschichten des Râmâyana und Mahâbhârata zu ihnen reden. Aber zwischen beiden besteht ein bedeutender Unterschied: auf der einen Seite

sehnt sich der hochkultivierte und zivilisierte Geist des Europäers nach der höchsten Vollkommenheit in sozialen Genüssen und Vergnügungen und fragt nicht darnach, wie viel es kosten mag, während sich der indische Bauer mit dem begnügt, was vor Tausenden von Jahren für seine Unterhaltung angeordnet worden war und das die Zeit und die veränderten Umstände des Landes nicht im geringsten geändert haben.

Ein sehr markanter Charakterzug ist seine extrem konservative Natur. Sein Lebensstrom fliesst im allgemeinen in ruhigen Wellen dahin, kaum gestört durch irgend etwas Ungewöhnliches und unge-  
trübt durch die mannigfaltigen Interessenkämpfe, die sich in der Aussenwelt abspielen, ja, von diesen hat er kaum eine Ahnung. Jahrhunderte der Isolation haben ihn an sein Heimwesen gefesselt, und selbst in unseren modernen Zeiten haben die Einflüsse der europäischen Zivilisation ihn fast ganz unberührt gelassen. Das Heimatdorf ist seine Welt, und die Interessensphäre der öffentlichen Meinung mit ihren wohltätigen Einflüssen erstreckt sich selten über den Dorfbann hinaus. Eine stereotype und hochkonservative Lebensart wurde im Laufe der Zeiten von ihm adoptiert, die ihn oft dazu verleitet, mit Geringschätzung auf die vielen Wechselfälle herabzuschauen, die sich tagtäglich vor seinen Augen abspielen. Alles scheint mit ihm im Zeitenstrom gleichsam vor Anker zu liegen, unbekümmert um jeglichen Wechsel. Jahre sind dahingeflossen, Veränderungen waren ungeheuer gross und mannigfaltig, und Regierungswechsel gab es viele im Lande, und dennoch gleicht der indische Bauer von heute genau seinem Prototyp von wenigstens eintausend Jahren. Aber selbst dieser extreme Konservatismus der indischen Bauern hat gegen die höchst fortschrittlichen Tendenzen der modernen Zeit anzukämpfen. Die Wege der Welt sind heute anarchischer denn je; wir sind in dem Zeitalter der Revolutionen angelangt. Indien marschirt jetzt mit auffallend schnellen Schritten vorwärts, und neue Erscheinungen treten selbst im Leben eines indischen Dorfes ans Tageslicht. Es ist nicht meine Absicht, alle jenen neuen Einflüsse, die sich fast überall geltend machen, genauer zu kennzeichnen; jedoch möchte ich nur zwei Punkte erwähnen, die mir sehr wichtig scheinen, und denen über kurz oder lang die britisch-indische Zentralregierung ihr Augenmerk schenken muss.

Infolge der Natur des Landsteuerwesens in Indien, nach dem die Bodenrente in Geld und nicht in Getreide gezahlt werden muss, wie es vor alten Zeiten unter der Herrschaft der Hindu-Fürsten der Fall war, ist eine neue Menschenklasse aufgekommen, die vor allen Leuten ganz besonders in ihren Geschäften viel Glück zu haben scheint. Dies sind die Geldausleiher. Jedes Dorf hat seinen Wucherer. In meinem Berichte über Mthusamy Tschetty, den Wucherer von Kelambakam, habe ich gezeigt, wie es dieser Bluteigel in menschlicher Gestalt fertig bringt, die hart arbeitenden Bauern in Armut zu stürzen. Sobald des Bauern Wohnhaus auszubessern ist, muss er zum Wucherer gehen; wenn er ein Paar Ochsen kaufen will, muss er seine Zuflucht zum Geldausleiher nehmen. Wenn Hochzeitsfeierlichkeiten oder andere religiöse Zeremonien abgehalten werden sollen, ist der Wucherer stets bereit, dem Bauern Geld zu leihen; und vor allem werden die Quoten der Staatssteuern, die einzuzahlen sind, ehe das Getreide abgeerntet und eingeheimst ist, von dem Darleiher gern im Vorschuss ausgezahlt. Der Bauer kann nichts anderes tun, als Geld zu hohen Zinsen entleihen. So finden wir in Indien die auffallende Anomalie, dass der Darleiher den Oekonomen mit dem nötigen Kapital behufs Feldbebauung versieht. Das Resultat davon ist, dass der arme Bauer blos für seine Arbeit gezahlt wird, während der Geldleiher allen Profit einheimst, obwohl er keine Eigentumsrechte am Lande hat. Die Maschinen und Vorräte irgend eines Geschäftes, an dem der europäische Kapitalist interessiert ist, gehören ihm selbst, während in Indien der Bauer, dem das Land gehört, sich in der Lage eines europäischen Arbeiters befindet, der kein solches Eigentumsrecht besitzt. Und in Indien finden wir noch die weitere Anomalie, dass das Kapital ohne Eigentumsrecht einen noch höheren Zinsfuss abwirft als in Europa; hier finden wir, dass einige wenige florieren, während die grosse Masse darbt. Die einzige Remedur liegt, wie ich schon früher gezeigt habe, in der Errichtung von Agrarbanken und Darlehenskassen in jedem Distrikt, die den Bauern Geld zu mässigem Zinsfuss vorstrecken.

Eine andere im Leben erfolgreiche Volksklasse ist ebenfalls in Indien seit der englischen Herrschaft emporgewachsen. Man findet heutigen Tages vielfach in den Dörfern Leute mit einer oberflächlichen Kenntnis des englisch-indischen Rechtes, die unerfahrene Menschen zu unnötigen und kostspieligen Rechtsstreitigkeiten ver-

anlassen. Jedes Dorf hat seinen Winkeladvokaten, und wir haben gesehen, wie in Kelambakam Appalatscharri es zustande brachte, zwischen dem Töpfer und dem Dorfboten (*panisiva*) einen Rechts- handel herbeizuführen, wie der Disput mehrere Jahre lang andauerte, und wie er es verstand, während der ganzen Zeit beide Parteien gehörig zu rupfen. Es wäre jetzt an der höchsten Zeit, dass seitens der Regierung Schritte getan würden, diese Menschenklasse zu unterdrücken, die einerseits von den Dörflern gefürchtet wird, und um deren Gunst sie anderseits frohen Herzens wiederum buhlen. Es wäre gewiss ein Schritt in der rechten Richtung vorwärts, wenn das alte System der Schlichtung von Streitigkeiten durch die ländlichen *Pantschayats* oder Fünfergerichte wieder erneuert würde. Während zwanzig Jahren hatte ich oft und viel Gelegenheit, mit diesen einfachen Bauersleuten intim zu verkehren, und weil ich es so stark empfinde, dass sie ein Volk sind, das die Sympathie der Europäer in hohem Masse verdient, darum habe ich diese flüchtigen Skizzen zusammengestellt, in der einzigen Erwartung, dass sie manchen dazu bewegen möchten, ein Interesse an dem ferneren Wohlergehen dieser einfachen Leute zu nehmen.

